OLZ

XLIV / 7/8 JULI/AUGUST 1941

Zum Namen Abdalonymus.

Von C. Peters, Leiden.

Man könnte der Ansicht sein, die nachfolgenden Zeilen veröffentlichen heiße Datteln nach Basra tragen. Sie sind jedoch veranlaßt durch eine in der ZAW, N. F. 16 (1939), S. 150 erschienene Mitteilung von G. Kuhn, Ein Beleg für עליון als phönizischen Gottesnamen. Diese Mitteilung, die zu veröffentlichen sich der Verf. durch eine vermeintlich bedeutsame Beobachtung im Texte des Curtius Rufus veranlaßt sah, ist leider ohne die nötige Kenntnis der einschlägigen Literatur geschrieben und außerdem in philologischer Hinsicht derart anfechtbar, daß sie nicht unwidersprochen bleiben kann. Daß jener Gottesname עליון, der in der bekannten Erzählung von Gen. 14 begegnet, auch auf dem Boden des alten Phöniziens keine unbekannte Größe war, wissen wir — darauf weist auch Kuhn hin — seit langem aus der auf dem Werke Sanchuniathons beruhenden, in der Praeparatio Evangelica des Eusebius auszugsweise uns überlieferten phönizischen Geschichte des Herennios Philon aus Byblus. Es scheint mir im Hinblick auf die Ausführungen Kuhns nicht überflüssig, die betreffende Stelle hier nochmals anzuführen; sie findet sich in Praep. Ev. I. 10, 14 im Rahmen einer aus Herennios Philon übernommenen Theogonie, die Eusebius am Schluß von I. 9 folgendermaßen einführt:

ταῦτα κατὰ τὸ προοίμιον ὁ Φίλων διαστειλάμενος, ἐξῆς ἀπάρχεται τῆς τοῦ Σαγχουνιάθωνος ἑρμηνείας, ὧδέ πως τὴν Φοινικικὴν ἐκτιθέμενος θεολογίαν.

Die in Frage kommende Stelle selbst lautet:

κατὰ τούτους γίνεταί τις Ἐλιοῦν καλούμενος Ὕψιστος, καὶ θήλεια λεγομένη Βηρούθ, οἳ καὶ κατῴκουν περὶ Βύβλον. Nachdem Philon sodann von zwei Abkömmlingen des Ἐλιοῦν und der Βηρούθ gesprochen hat, sagt er weiter: ὁ δὲ τούτων πατὴρ ὁ Ὕψιστος ἐν συμβολῇ θηρίων τελευτήσας ἀφιερώθη, ᾧ χοὰς καὶ θυσίας οἱ παῖδες ἐτέλεσαν. Παραλαβὼν δὲ ὁ Οὐρανὸς τὴν τοῦ πατρὸς ἀρχὴν ἄγεται πρὸς γάμον τὴν ἀδελφὴν Γῆν, καὶ ποιεῖται ἐξ αὐτῆς παῖδας τέσσαρας, Ἥλον τὸν καὶ Κρόνον κτλ.

Wie immer man auch über Wert oder Unwert des Werkes Sanchuniathons und damit über die durch Philon uns überlieferte Φοινικικὴ θεολογία urteilen mag, fest steht auf Grund des soeben angeführten Textes, daß auf dem Boden Phöniziens der Name Ἐλιοῦν = עליון existiert hat[1], u. z. als Bezeichnung einer ganz bestimmten Persönlichkeit, eines göttlichen oder vergöttlichten Individuums. Das mit allem Nachdruck hier zu betonen, scheint mir ebenso wesentlich wie die Feststellung, daß in dem Ausdruck Ἥλον τὸν καὶ Κρόνον auch אל in gleicher Weise als Gottesname, nicht aber als Appelativum uns entgegentritt. Es darf in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, daß auch in dem Staatsvertrag der aramäischen Stele von Sūdjīn אל und עלין nebeneinander als Namen zweier Gottheiten begegnen[2]; in der Reihe der zahlreichen, zumeist paarweise angeführten Götter, vor denen als Zeugen der König בר גאיה seinen Vertrag mit dem König מתעאל schließt, ist ziemlich am Ende der Aufzählung zu lesen וקדם אל ועלין.

Ein weiterer Beleg nun für das, was uns aus Herennios Philon hinlänglich bekannt ist, dafür nämlich, „daß dem hebräischen עליון als Bezeichnung Gottes parallel der gleiche Ausdruck sich auch auf phönizischem Gebiet findet", soll sich nach der Ansicht Kuhns bei Curtius Rufus, Histor. Alex. M. IV. 1, 19ff. finden: nach der Einnahme Sidons erhebt Alexander einen Gärtner namens Abdalonymus auf den Königsthron von Sidon. Kuhn betrachtet Abdalonymus als „Gräzisierung eines phönizischen Namens, der mit Abd- beginnt. Als die richtige phönizische Form hat man עבד עליונים, vermutlich gesprochen ʿabd-ʿaljonim, anzunehmen = Knecht der höchsten (Götter), wodurch die Anwendung der Bezeichnung עליון auf eine ganze Kategorie von göttlichen Numina sich ergibt". Um sogleich mit der letzten Behauptung Kuhns zu beginnen, so widerspricht sie der oben gemachten Feststellung, daß es sich bei dem phönizischen עליון um eine ganz bestimmte, individuelle Gottheit handelt. Sodann aber — und das ist das Wesentlichste — besitzt das Fundament, auf das Kuhn diese

1) Über die mögliche Verbindung des phönizischen Ἐλιοῦν mit dem ʾAlʾêyân der Ras Schamra-Texte vgl. W. F. Albright, JPOS 12, 1932, S. 190f.

2) P. S. Ronzevalle, Notes et études d'archéologie orientale (Deuxième serie, II): Fragments d'inscriptions araméennes des environs d'Alep (Mélanges de l'Université Saint-Joseph Beyrouth, tome XV, fasc. 7, S. 237—260). — H. Bauer, Ein aramäischer Staatsvertrag aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. Die Inschrift der Stele von Sudschīn (Archiv für Orientforschung VIII, S. 1—16).

seine Behauptung gründet, nicht die geringste Tragfähigkeit. Es muß jedem Philologen auf den ersten Blick klar sein, daß es nicht angeht, in der zweifellos semitischen Grundlage des gräzisierten Namens Abdalonymus, der in der Erzählung des Curtius Rufus (IV. 1, 19—26) viermal und in allen vier Fällen mit der handschriftlichen Variante Abdalonimus begegnet, eine Transskription von עבד עליונים zu erblicken; denn philologische Akribie, die als Wiedergabe eines עבד עליונים die Form Abdelionym(us) oder allenfalls auch die Form Abdalionym(us) erwarten müßte, kann sich nicht leichtfertig über das Fehlen eines für das Wortbild keineswegs unwesentlichen Konsonanten hinwegsetzen. Leider ist die richtige, übrigens so ungemein naheliegende Etymologie des Namens Abdalonymus Kuhn ebenso entgangen wie die Tatsache, daß diese Etymologie bereits hinlänglich bekannt ist. Zunächst ist festzustellen, daß der gleiche Name sich auch in der aus dem Riesenwerk des Trogus Pompeius exzerpierten Darstellung des M. Iun. Iustinus (XI. 10) findet[1]. Zweitens liegt es für jeden des Phönizischen Kundigen auf der Hand, daß die semitische Grundlage des Namens Abdalonymus in עבד אלנם = „Götterknecht" zu suchen ist. Drittens hätte ein einziger Blick in das Glossar der im Jahre 1936 erschienenen „Grammar of the Phoenician Language" von Zellig S. Harris oder in P. Schröders „Phönizische Sprache" (S. 129 und 168) genügen müssen, um Kuhn vor seinem Irrweg zu bewahren; aber auch schon die Erinnerung an die Worte yth alonim valonuth, mit denen der berühmte Monolog des Hanno im „Poenulus" des Plautus beginnt, hätte hinreichen können, ihn im Gedanken an das Nomen אלן bzw. seinen Plural אלנם den richtigen Weg zu weisen. Und schließlich ist auch die Tatsache, daß der Name Abdalonymus sich in der Darstellung des Curtius Rufus findet, durchaus nicht neu, sondern uralter Besitz der Philologen; denn bereits P. Wesseling hat im zweiten Bande seiner Ausgabe der „Bibliotheca Historica" des Diodorus Siculus (Amsterdam 1745; S. 195, Anm.) ausdrücklich die bei Curtius Rufus begegnende Namensform dazu benutzt, um zu zeigen, daß die in der handschriftlichen Überlieferung von Diod. XVII, 46, 6 sich findende Form Βαλλωνυμος infolge falschen Abschreibens aus Αβδαλωνυμος entstanden ist. In analoger Weise ist ein Textfehler auch in der handschriftlichen Überlieferung von Plutarchs Schrift Περὶ τῆς Ἀλεξάνδρου τύχης ἢ ἀρετῆς (II. 8) entstanden, wo der Name durch den Irrtum eines Kopisten zu αραλυνομος entstellt wurde. Erwähnung verdient schließlich noch die Tatsache, daß schon vor nahezu zwei Jahrhunderten der soeben bereits genannte P. Wesseling den Versuch gemacht hat, eine Deutung des Namens Abdalonymus zu geben; er schreibt nämlich a. a. O. folgendes: „Phoenices scripsisse credibile est עבד אל עניס, i. e. 'servum dei praedatoris', sive Martis: quae postremi vocabuli potestas durat in Arabum sermone, suntque eius vestigia in dei עגמלך nomine 2. Reg. XVII, 31. Sed hoc in coniectura deputo". So wenig überzeugend auch zumal heute diese Deutung erscheinen muß, so interessant ist sie anderseits als ein kleiner Baustein zu einer Geschichte der orientalistischen Studien im Abendland.

1) Lautgeschichtlich interessant ist die Form, in der der gleiche Name bei J. Pollux, Onomasticon (VI, 105) sich findet: ἐκ δὲ κύπρου καὶ κρίνου μύρον Ἀβδελώνυμος ὁ Σικυώνιος Ἀλεξάνδρῳ ἔπεμψε.

Besprechungen.

Allgemeines.

Haubold, Wilhelm: **Die Bedeutung der Religionsgeschichte für die Theologie Rudolf Ottos.** Leipzig: Leopold Klotz 1940. (116 S.) 8°. RM 4.50. Bespr. von G. Mensching, Bonn.

Der Verf. vorliegender Arbeit hat sich mit ihr ein wirkliches Verdienst erworben, denn nirgend wurde bisher versucht, in einem großen und systematischen Zusammenhang R. Ottos Anschauung von Wesen und Aufgabe der Religionsgeschichte darzustellen. Daß das einmal geschähe, lag nicht nur im Interesse einer möglichen Würdigung des Gesamtwerkes Ottos, sondern war vor allem auch um deswillen wünschenswert, daß klargestellt würde, was Wesen, Aufgabe und Methode moderner religionsgeschichtlicher Forschung ist und was sie R. Otto verdankt.

Die sorgfältige und quellenkundige Untersuchung H.s ist besonders dadurch so erfreulich, daß in ihr erstmalig Ottos religionshistorische Arbeit im Zusammenhange seines gesamten Gedankengebäudes dargestellt wird und so die grundsätzlichen Fragen religionsgeschichtlicher Forschung, die Otto nie zusammenhängend behandelt hat, in neuem Lichte sichtbar werden. Die Vollständigkeit des aus allen Arbeiten Ottos zusammengetragenen Materials und die Sachgemäßheit der Untersuchungsergebnisse steht m. E. außer Zweifel, zu bedauern ist nur, daß der Verf. kritiklos Ottos Ansichten wiedergibt; denn diese Arbeit hätte nicht nur ein getreues Bild historischer Vergangenheit bieten müssen, sondern es hätte sich zugleich um die lebendige Gegenwart einer Disziplin handeln müssen, die gerade heute um ihre eigene Sinnerfassung und Methode ringt — und darin ganz wesentliche Im-

pulse von R. Ottos Arbeit empfangen hat und noch empfangen sollte. Wir versuchen hernach in aller gebotenen Kürze einige Gesichtspunkte für eine kritische Auseinandersetzung mit Ottos Wesensbestimmung der Religionsgeschichte anzudeuten.

Die vorliegende Arbeit Haubolds behandelt in 5 Abschnitten die Themafrage: im 1. Abschnitt „Die Begegnung mit der Religionsgeschichte" leuchtet zum ersten Male O.s Grundinteresse an der Wesenserfassung des Spezifisch-Religiösen in aller Religion auf, um dann im 2. Abschnitt „Die RG bei R. Otto" (S. 21ff.) zu klarer, wissenschaftlicher Zielsetzung und Methode in Auseinandersetzung mit der von Otto so genannten „profanen Religionsbetrachtung" und zu bewußter Neuorientierung der religionsgeschichtlichen Forschung sich zu gestalten. Der 3. Abschnitt (S. 30ff.) ist überschrieben „Der Schritt von der Religionsgeschichte zur Theologie". Hier soll gezeigt werden, daß für Otto religionsgeschichtliche Arbeit, „da es ihr um das Objekt der Religion schlechthin geht, theologische Arbeit" (S. 42) ist. Damit ist dann sogleich die Voraussetzung für den 4. Abschnitt (S. 60ff.) „Die Bedeutung der RG für die Theologie R. Ottos" gegeben: Religionswissenschaft wird für Otto zur theologischen Wissenschaft, was sowohl bedeuten soll, daß die RG theologisch (d. h. als „Wegweisung auf Christus") zu interpretieren sei, als auch, daß die Theologie der religionsgeschichtlichen Grundlage als einer ihrer Disziplinen bedürfe. Der 5. Abschnitt „Religionsgeschichte und Theologie; Christentum und Religionsgeschichte" (S. 76ff.) definiert Theologie als Religionswissenschaft und behandelt sodann das Problem des Absolutheitsanspruches des Christentums im Lichte der RG.

Der Referent bekennt sich nach wie vor zu den wissenschaftlichen Grundintentionen und Erkenntnissen R. Ottos, seines Lehrers (vgl. dazu meine „Vergleichende Religionswissenschaft" 1938 S. 16ff.), aber ich muß gestehen, daß mir erst durch die Hauboldsche Arbeit klar geworden ist, in welchem Maße R. Otto letzten Endes eine erneute Theologisierung der Religionsgeschichte als Forschung erstrebte, der ich um der Selbständigkeit der religionswissenschaftlichen Forschung und ihres rein wissenschaftlichen Charakters willen nicht zustimmen kann. In aller Kürze seien (zugleich als Beitrag zur methodischen Klärung religionsgeschichtlicher Forschung) die Punkte herausgehoben, denen gegenüber m. E. Bedenken zu erheben sind:

1. R. Otto will über die systematische Religionsvergleichung zur „Religionsmessung" fortschreiten, denn die Idee des Heiligen sei eine normative Kategorie (S. 26, 30, 42). Wie Otto diese Forderung praktisch verwirklicht, zeigt seine unter diesem Gesichtspunkt aufgestellte Stufenfolge der „Divination", die als Höchststufe über der Stufe des Propheten „den Sohn", d. h. Christus bezeichnet (S. 48). Dazu ist grundsätzlich zu sagen, daß die Idee des Heiligen nicht a priori in der Fülle ihrer möglichen Inhalte gegeben ist, sondern nur a posteriori durch historische Forschung erfaßt wird. Wertmaßstäbe sind indessen damit nicht gegeben, denn über den religiösen Wert der einzelnen Momente und ihre Rangordnung kann wissenschaftlich nicht entschieden werden. Auch die größtmögliche Vollständigkeit aller bisher historisch vorhandenen Momente ergibt keinen Maßstab von zwingender Notwendigkeit; denn die allein entscheidende religiöse Lebendigkeit und die völlig irrationale religiöse Durchschlagskraft religiöser Intuitionen hängt sicher nicht von ihrem Mehr oder Weniger ab. Die oben gezeichnete Stufenfolge aber könnte ebensogut auch anders konstruiert werden, sie ist ein Glaubensbekenntnis, aber kein religionswissenschaftlicher Befund.

2. Religionswissenschaft muß — wie auch immer ihr historischer Ursprung gewesen sein mag — entschieden dagegen sich wehren, als „ancilla theologiae" angesehen zu werden (vgl. S. 61f.). Es gibt und sollte geben ein theologisches Interesse an der RG, aber dieses vorhandene oder erwartete Interesse kann unmöglich Grund der religionswissenschaftlichen Arbeit sein. Es muß die Selbständigkeit religionsgeschichtlicher Forschung sichergestellt werden; wie ja auch die ursprünglich der Theologie hörige Philosophie sich nicht mehr von jener ihre Ziele und Aufgaben vorschreiben läßt.

3. Otto polemisiert gegen die „profane" „religionskundliche" Betrachtung (S. 63), der er die theologische oder die wohl von Haubold so genannte „gläubige Schau" der RG gegenüber stellt. Richtig und von wesentlicher Bedeutung ist die Kritik an einer rein von außen kommenden Religionsforschung, die das lebendige Wesen der Religion selbst völlig außer acht läßt. Aber wir fragen: muß „religionskundliche" Betrachtung notwendig äußere Kategorien verwenden? Kann sie nicht religiöse verwenden, ohne darum „theologische" d. h. Glaubensaussagen zu machen? Eine Religionsgeschichte des Verstehens sucht dieser Aufgabe als exakte Wissenschaft zu genügen, ohne darum „theologisch" zu werden. Otto befindet sich aufs ganze gesehen in einer merkwürdigen Doppelfrontstellung: einerseits — und darin liegt sein großes Verdienst und seine bleibende Bedeutung für die religionswissenschaftliche Forschung — hat er gegen eine nur von außen beschreibende und rationalistisch erklärende Religionsforschung die Wendung zum religiösen Leben in und hinter den religionsgeschichtlichen Phänomenen vollzogen. Damit zugleich wandte er sich ab von der traditionellen Einstellung der Theologie zur außerchristlichen Religionsgeschichte als einem Bereich dämonischer Mächte. Auf der anderen Seite aber — und hier kann m. E. die Religionswissenschaft Otto nicht mehr folgen — hat Otto dann doch wieder eine Theologisierung der RG versucht, indem er das gewiß erwünschte Interesse der Theologie an der RG zum bestimmenden Grunde der religionswissenschaftlichen Forschung und diese daher zur „Hilfswissenschaft" der Theologie machen wollte. Diese Einstellung würde bedeuten, daß die RG nicht mehr ihren eigenen Interessen und Aufgaben folgt, sondern Aufgaben zu erfüllen hätte, die sie — wie oben gezeigt wurde — bei Wahrung ihres wissenschaftlichen Charakters gar nicht erfüllen kann.

Prince, John Dineley: **Fragments from Babel.** New York: Columbia Univ.-Press 1939. (XII, 222 S.) gr. 8°. 14 s. Angezeigt von A. Falkenstein, Berlin.

Unter dem Titel Fragments from Babel verbirgt sich eine Sammlung von 16 kleineren Arbeiten des Verfassers, die zur Erinnerung an seinen siebzigsten Geburtstag zusammengefaßt sind.

Die kurze Lebensbeschreibung zu Anfang des Buches läßt uns den erstaunlichen Werdegang des Forschers verfolgen. Nach Studien in Amerika und kurzem Besuch der Universität Berlin war er Mitglied der Ausgrabungsexpedition der Universität von Pennsylvania in Nippur, lehrte dann semitische Sprachen, später slawische und osteuropäische Spra-

chen an der Columbia University. Seine politische Laufbahn im Staate New Jersey führte ihn in der Nachkriegszeit auf auswärtige Missionen, 1921—26 als Gesandten nach Dänemark und 1926—33 nach Jugoslawien. Nach der Rückkehr nach Amerika nahm er seine alte Lehrtätigkeit an der Columbia University wieder auf und führte sie bis 1937 weiter.

Die Aufsätze und in noch höherem Maße die am Schluß des Bandes gegebene Bibliographie zeigen die ganz ungewöhnliche Ausdehnung des Arbeitsgebietes. Nahezu gleichzeitig sind von dem Verfasser Studien zu indianischen Sprachen, zu alttestamentlichen, zu sumerischen und akkadischen Themen erschienen. Etwas später treten Veröffentlichungen hervor, die sich mit slawischen und sonstigen osteuropäischen Sprachen befassen, darunter eine russische Grammatik, eine praktische Grammatik des Lettischen und des Serbokroatischen. Verschiedene Aufsätze sind modernen Dialekten des nordischen Sprachkreises gewidmet. Aus vielen Themen ergibt sich, daß Prince seine hohen Fähigkeiten zu phonetisch getreuen Aufnahmen seltener Sprachen gerne gebraucht hat.

Die vorliegenden 16 Aufsätze geben einen Querschnitt durch das reiche Schaffen, wobei natürlich nur die Hauptarbeitsgebiete zu Wort kommen können. Da sie zeitlich von 1888—1936 reichen, darf man nicht erwarten, daß sie in allem dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechen. Das gilt besonders von den vier Aufsätzen zum Sumerischen und Akkadischen, die den Jahren 1903—13 entstammen. Doch sei gerne der Verdienste gedacht, die sich Prince durch seine zahlreichen Arbeiten zu Lexikon und Grammatik des Sumerischen erworben hat.

Für die Leser dieser Zeitschrift mögen noch die folgenden Aufsätze Interesse besitzen: „Tartarisches Material im Altrussischen" (1919) und die „Notiz über Kalmuk-Tartaren in Belgrad" (1928), die die Beschreibung eines lamaistischen Gottesdienstes in der Diaspora enthält.

Rostovtzeff, M. I., Brown, F. E., u. C. B. Welles: The Excavations at Dura-Europos conducted by Yale University and the French Academy of inscriptions and letters. Preliminary report of 7th and 8th seasons of work 1933/34 and 1934/35. New Haven: Yale University Press 1939. (XXIV, 461 S., 59 Taf., 1 Karte von Dura.) 4°. $ 7.50. Bespr. von P. Koschaker, Berlin.

Die von der Yale Universität und der Académie des inscriptions geführten Ausgrabungen in Dura-Europos, über die ich seit Jahren in dieser Zeitschrift referiere, sind nach 9jähriger Dauer 1936/37 aus Mangel an Geldmitteln zu einem hoffentlich nur vorläufigen Abschluß gekommen. Damit ist auch in absehbarer Zeit das Ende der bisher 7 Bände umfassenden vorläufigen Ausgrabungsberichte zu erwarten. Es stehen noch aus 2 Bände über die Ausgrabungen von 1935/36 und 1936/37. Geplant sind ferner 8 Bände „Final Reports", die nach Materien gegliedert die abschließenden Übersichten bringen werden, darunter auch solche über „parchments and papyri". Das ist sehr zu begrüßen, erstens im Interesse der Übersichtlichkeit, zweitens aber auch deshalb, weil naturgemäß bei Fortschreiten der Ausgrabung sich manche Korrekturen älterer Auffassungen ergeben mußten. Als Hauptherausgeber, unterstützt von zahlreichen Mitarbeitern, zeichnet auch für diesen Band der große antike Historiker der Yale Universität M. Rostovtzeff. Mit besonderer Freude begrüßt man unter den Mitarbeitern den ersten wissenschaftlichen Bearbeiter der Dura-Funde, Fr. Cumont. Er hat seine aktive Mitwirkung bei Freilegung des 1934 gefundenen Mithraeums, sein unvergleichliches Wissen bei der Bearbeitung der Funde zur Verfügung gestellt.

Der Bericht beginnt wie in den früheren Bänden mit den Fortifikationen, die in diesem Bande von v. Gerkan vom deutschen archäologischen Institut in Rom bearbeitet wurden. Zu einer fachlichen Würdigung bin ich wegen des stark technischen Charakters dieser Studien nicht zuständig, um so weniger als die Nachforschungen 1936/37 (vgl. Rostovtzeff, Comptes rendus 1937, S. 197f.) manche Korrekturen ergaben, die ich im folgenden berücksichtige. Hellenistisch, und zwar in die Gründungszeit der Stadt zurückreichend, ist die Umwallung der Stadt, bestehend aus einem Steinsockel und einem Überbau aus Ziegeln, die aber nachher allmählich durch Steine ersetzt wurden, ohne daß man hier zu einem Abschlusse gelangte. Hellenistisch und gleichfalls recht alt ist auch die Zitadelle, während die früher als älteste Befestigung angesehene Redoute die Akropolis der hellenistischen Stadt war und etwa gleichzeitig mit dem etwas jüngeren Palast der Zitadelle entstanden ist. Erst in der Partherzeit wurde dieZitadelle wieder ein militärisches Zentrum mit einem neuen Palaste, der etwa um 50 v. Chr. zum Teil in den Fluß abstürzte und niemals wieder vollständig aufgebaut wurde. Die Anböschungen inner- und außerhalb der Mauern, die etwa 256 n. Chr. zur Abwehr der persischen Belagerung durchgeführt wurden — unter ihrem schützenden Schutt haben sich bekanntlich die schönsten Funde erhalten —, bezweckten außen die Annäherung der Belagerungsmaschinen zu verhindern, innen den für die Verteidigung notwendigen kontinuierlichen Umgang sicherzustellen.

Im übrigen erhält der Band seine Signatur durch nicht weniger als 7 Tempel, über deren Baugeschichte und Funde berichtet wird[1]. Einer davon, einem semitischen Gott Ammaios geweiht, ist allerdings nur durch drei Weihinschriften seiner Stifter, bzw. Erneuerer (etwa 86—119 n. Chr.) bekannt, die im Mithraeum und seiner Umgebung gefunden wurden. Drei dieser Tempel (Mithraeum, Adonis- und Tempel des Zeus Kyrios) liegen an oder in nächster Nähe der Stadtmauer, gerieten bei Herstellung der inneren Anböschung unter diese, welchem Umstande es zu danken ist, daß vorhandene und für die Tempel in Dura so charakteristische Wandmalereien verhältnismäßig gut erhalten sind.

Das Mithraeum, am nördlichen Teil der Westmauer gelegen, wurde nach den gefundenen Weihinschriften etwa 168 n. Chr. von Angehörigen des numerus der palmyrenischen Bogenschützen errichtet, dann zweimal (210 und vielleicht nicht zulange vor dem Untergange der Stadt) erneuert und

1) Vgl. neuestens Eißfeldt, Tempel und Kulte syrischer Städte in hellenistisch-römischer Zeit. [Der Alte Orient 40 (1941) S. 107f.]. Korr.-Zusatz.

vergrößert, und zwar von regulären römischen Truppen. Der Kultraum zeigt die gewölbte Kultnische, zu deren erhöhter Plattform in der letzten Bauperiode in Darstellung der mystischen κλῖμαξ ἑπτάπυλος des Mysteriums sieben Stufen führen, mit zwei Kultreliefs übereinander, beide den stiertötenden Gott darstellend. Diese Reliefs sind in doppeltem Bogen von Wandmalereien umgeben mit Bildern aus der Kosmogonie des Mysteriums und aus dem Leben des Gottes einerseits, andrerseits der beiden Propheten (Zoroaster und dessen Schüler Osthanes), in der Hand die Rolle der ἱεροὶ λόγοι des Mysteriums, und darüber wieder der stiertötende Gott, während ihn die Seitenwände der Kultnische als Jäger abbilden. Die zahlreichen Graffiti an den Wänden und Säulen des Kultraumes stammen von Mysten (συνδέξιοι) und geben in deren Titeln wichtige Aufschlüsse über die Grade, die sie in den Mysterien bekleideten, teils als Listen von Lebensmitteln beziehen sie sich auf kultische Mahlzeiten.

Etwas weiter südlich in der Nähe der Westmauer, aber noch nördlich vom Haupttor liegt, in Privathäuser hineingebaut, der Tempel des Adonis und seiner Gattin Atargatis, die in Dura auch einen eigenen Tempel besaß. Von ihr hat sich der obere Teil eines Reliefs gefunden, das die Göttin, flankiert von zwei Tauben, mit der Mauerkrone zeigt. Die Tempelanlage ist im wesentlichen babylonisch. Die Rückwand des Kultraums war bedeckt mit einem Gemälde, dessen Szene, aus den erhaltenen Fragmenten rekonstruiert, den Gott in militärisch-iranischer Tracht darstellt, rechts von ihm vier Adoranten. Die Weihinschriften ergeben zwei Bauperioden: etwa 150—160, 175—182 n. Chr.

Die übliche Anlage hat auch der im östlichen Teil der Stadt, unweit der Hauptstraße, gelegene Tempel des Ζεὺς θεός. Auch er ist in Privathäuser hineingebaut, wozu bei wachsender Bevölkerung und zunehmender Bebauung der Mangel an Bauplätzen nötigte. Den Kultraum schmückten Wandgemälde, die abgefallen aus zahlreichen Fragmenten mit einiger Wahrscheinlichkeit rekonstruiert werden können. Die Rückwand stellte den Gott in militärischer Tracht, gekrönt von zwei Siegesgöttinnen, stehend neben einer Quadriga dar, die Seitenwände boten in drei übereinander liegenden Registern Bildnisse von opfernden Priestern und Verehrern des Gottes. Die Analogie mit den Wandgemälden im Tempel der palmyrenischen Götter springt in die Augen. Unsicher bleibt die Natur des Gottes, bemerkenswert aber, daß unter den Namen seiner Verehrer solche der griechischen Aristokratie der Stadt vorkommen. An den südlichen Teil der Westmauer und den dort stehenden Turm angebaut ist der kleine Tempel des Ζεὺς κύριος, der im ersten Drittel des 1. Jahrh. n. Chr. entstanden, in drei Bauperioden, zuletzt nach dem Erdbeben 160 n. Chr., umgebaut und erweitert wurde. Hier handelt es sich nach den Weihinschriften um den syrischen Ba'al šamīn. Das Kultrelief mit deutlichen Einflüssen der älteren syro-hethitischen Kunst zeigt ihn als Fruchtbarkeitsgott.

Ein weiterer Tempel, aus dem auf längere Zeit sich erstreckenden Umbau von zwei Privathäusern hervorgegangen, der seine endgültige Gestalt vor 159 n. Chr. erlangt hat, liegt im Zentrum der Stadt an einer in die Hauptstraße einmündenden Querstraße. Die Kultreliefs zeigen nach den palmyrenischen Inschriften die Stadtgottheiten (גד) von Dura, bzw. von Palmyra, im ersten männlich und gekrönt von dem vergöttlichten Stadtgründer Seleukos Nikator, im zweiten als Tyche mit der Mauerkrone. Ein drittes Relief stellt den palmyrenischen Gott Jarhibol dar. Der Tempel war wahrscheinlich von einer Gemeinde palmyrenischer Kaufleute gegründet, die in Dura ansässig waren. Endlich wurde noch ein Tempel in der Nekropole der Stadt, die in der Grabung 1936/37 weitere Aufhellung erfuhr, ungefähr $\frac{1}{3}$ km von der Westmauer entfernt aufgedeckt. Die Weihinschrift aus 33 v. Chr. nennt die Götter Bēl und Jarhibol. Er hat indessen mit der Nekropole, die sich erst später an ihn anschloß, anscheinend nichts zu tun, sondern ist ein weiterer Beweis für den palmyrenischen Einfluß in Dura. Bemerkenswert, daß die Stifter auch die Namen ihres Stammes nennen.

Unter den Kleinfunden sind die bemalten Schilde durch weitere vermehrt. Sie sind unvollendet und wahrscheinlich aus der Werkstatt des Handwerkers um 256 n. Chr. in die Anböschung der Innenmauer geraten, wo sie gefunden wurden. Zwei von ihnen bieten Darstellungen des trojanischen Pferdes, der Einnahme Trojas und der Amazonomachie, in der antiken Kunst beliebte Themata, die vom Bearbeiter Hopkins sachkundig unter Heranziehung aller Parallelen erläutert werden. Erwähnenswert ist eine Knochenplakette mit vier übereinanderstehenden Elchen, die sich teilweise überschneiden, ein in der Kunst asiatischer Nomaden beliebtes Thema. Die Münzfunde bearbeitet wie in den früheren Bänden Bellinger. Auf seine belehrenden Ausführungen (S. 405f.) über Bronzeprägungen der griechischen Städte, deren Regulierung durch die kaiserliche Verwaltung und über das Vorkommen von Münzen pontischer Prägung in Dura kann hier leider nur verwiesen werden.

Gering ist in diesem Bande die Ausbeute an Urkunden. Welles gibt deren zwei bekannt, den Pap. 101, Kauf (Doppelurkunde), bereits veröffentlicht in den Archives d'hist. du droit Orient. I 266f., und Perg. 40, Erbteilung bezüglich eines Hauses vor den βασιλικοὶ δικασταί als Zeugen. Daraus, daß einer der Teilenden die ὑπερῷα, d. h. die Räume des Obergeschosses erhält, darf man auf Stockwerkseigentum schließen. Die Teilenden bewilligen sich Benützung gemeinsamer Aus- und Eingänge, ohne daß der Gedanke einer Servitut auftauchte. Leider sind die betreffenden Stellen ziemlich lückenhaft. Am Schlusse der Urkunde steht: (ἡ διαίρεσις) ἔχ[ει] δὲ καὶ ἀντισύνγραφ[ον], was Welles auf die Innenschrift bezieht, von der allerdings nichts überliefert ist.

Erwähnt sei, daß sich endlich auch eine Keilschrifturkunde in Dura gefunden hat. Stephens veröffentlichte in RA 34, 183f. das Fragment einer Tontafel aus der Zeit eines Königs Ḫammurabi von Ḫana, der schon aus anderen Urkunden aus Ḫana bekannt ist, aber natürlich nichts mit dem großen Ḫammurabi von Babylon zu tun hat, vielmehr gegen Ende der ersten Dynastie von Babel oder noch später anzusetzen ist. Die Tafel wurde in dem Ziegelschutt einer Mauer des Atargatistempels entdeckt. Wie sie dorthin kam, bleibt unsicher. Sie enthält wohl eine Landschenkung des Königs, ein Geschäftstyp, der für Ḫana öfter bezeugt ist. Deshalb trägt sie auch das Siegel des Königs und nennt unter den Zeugen Richter und hohe Beamte. Erhalten ist vom Kontext auf der Vorderseite nur die Angabe von Grundstücken, zum Teil in der Flur einer Stadt *Da-ma-ra* gelegen. St. meint, die Schreibung könne für Dawara stehen, woraus Dura geworden sein könne. Der Name hätte also nichts mit *dūru* „Festung" zu tun. Die Sache ist unsicher. Immerhin würde ein ursprüngliches *dūru* noch den Namen des Stadtgründers erfordern, z. B. *Dūr Šarru-kīn, dūr Damsu-iluna* und es

wäre nicht ganz leicht, anzunehmen, daß dieser Name später spurlos weggefallen sei. Andrerseits haben sich in Dura bisher nirgends Spuren einer Besiedlung vor den Seleuziden gefunden, was vielleicht erklärlich wäre, wenn eine ältere Siedlung nur ein Dorf gewesen war.

Moncharville, Prof. M.: **Pages Africaines et Asiatiques.** Paris: A. Pedone 1938. (302 S.) 8°. Fr.50—. Angez. von O. Kressler, Bonn.

Der durch zwei mit dem fernen Osten sich befassende Bücher — Notes Indo-Chinoises, Paris 1909, und Le Japon d'Outre-Mer, Paris 1931 — bereits bekannte Verf., Professor an der Universität Straßburg, verbreitet sich auf den ersten 128 Seiten über Fragen, welche die Mandatsgebiete — Togo und Kamerun unter französischem Mandat, die Inseln des pazifischen Ozeans unter japanischem Mandat — betreffen. Auf zwei Abschweifungen nach Algier („Lueurs Mzabites") und Tunis („Une école de jeunes musulmanes") folgt eine längere Würdigung des sino-japanischen Konfliktes i. J. 1931. Es folgen einige wenige Zeilen mit Bemerkungen über die Kaiserliche Universität Tokyo und einen Besuch der Mandschurei. Daran knüpfen sich Betrachtungen über Korea vor und nach der Annexion durch Japan. Den Schluß bildet ein Bericht über Formosa.

Ägyptologie.

Junker, Hermann: **Giza III.** Bericht über die von der Akademie der Wissenschaften in Wien auf gemeinsame Kosten mit Dr. Wilhelm Pelizäus † unternommenen Grabungen auf dem Friedhof des Alten Reiches bei den Pyramiden von Gîza. Bd. III: Die Mastabas der vorgeschrittenen V. Dynastie auf dem Westfriedhof. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky A.G. in Komm. 1938. (VI, 256 S., 14 Taf., 48 Textabb.) 4° = Akademie der Wissenschaften in Wien. Philos.-histor. Klasse. Bespr. von A. Hermann, Berlin.

Der dritte Band des großangelegten Gîza-Werkes[1] behandelt eine Gruppe von Gräbern des Westfriedhofes, die an die im zweiten Band veröffentlichten zeitlich anschließt. In ihr faßt H. Junker die Gräber von Kaj, Kaninisut II., Njswtnefer, Seschemnefer III. und Rawer I. und II. zusammen. Von dem z. T. außerhalb der deutschen Konzession gelegenen Grab Seschemnefers II. konnte nur der Serdâbbau einbezogen werden. Wie bisher schickt der Herausgeber der Einzelbehandlung der Anlagen eine eingehende Erörterung aller nur irgend zu stellenden Fragen in grundsätzlichen Erwägungen und Beweisführungen voraus. Die Gräbergruppe entstammt einer Zeit, in der Gîza nicht mehr Residenzfriedhof ist. Die Inhaber haben sich hier angebaut entweder als Totenpriester an einer der Gîzapyramiden oder als Nachkommen von Besitzern älterer Gîzabestattungen. Für die fortgeschrittene 5. Dyn. ist das Bestreben nach rationeller Opferwirtschaft bezeichnend, wie es aus der von J. für Gîza nachgewiesenen bedeutsamen Einrichtung des „herumgereichten Opfers" (*wḏb-rd*) spricht, einer Sitte, die auf mehrfache Verwendung der Stiftungserträgnisse hinausläuft. Solche Bedürfnisse können das Zusammenliegen von Anlagen verwandter Grabinhaber erklären und umgekehrt erleichtert die räumliche Verbindung manchmal die Klärung der Abstammungsverhältnisse und eine zeitliche Reihung der Gräber. Bildet so der Befund der Seschemnefer-Rawer- und der Kaninisut-Familien eine Grundlage für die Fortsetzung der mit der 4. Dyn. begonnenen Entwicklungsgeschichte des Gîzafriedhofes, so führen eingehende Untersuchungen über die Bauformen, über Darstellungen, Stil und Inschriften die Entwicklungslinien im einzelnen vor. Wenn J. bei diesen den ganzen Gîzastoff immer wieder einbeziehenden Betrachtungen die Feststellungen der früheren Bände hin und wieder modifiziert, so ist doch gleichzeitig deutlich, wie das weitere Material seine s. Zt. als bedeutende Neuerung empfundenen Datierungen von gewissen Gîzagräbern immer wieder von neuem stützt.

Mit den Mastaben der Seschemnofer-Familie tritt ein neuer Grabtyp hervor, der durch einen besonderen Serdâbbau im Süden der Anlage charakterisiert wird, einen neuen Raum, welcher Zeugnis ablegt von der Trennung des Statuenkultes vom Totenopfer in der Kultkammer. Diese Regelung ist offenbar nicht allgemeine Zeitmode, sondern allein ein Familienbrauch gewesen, der dem erst später stärker hervortretenden Drange nach Vervielfältigung der Kultstellen vorauseilt und einmalig für den Statuenkult eine feste Stütze geschaffen hat; die Frage, wie es zu dieser baulichen Lösung kam und warum sie später wieder verschwindet, ist mit der Feststellung der Familienbindung allerdings noch nicht gelöst. — Die für die Gräber des Zeitabschnittes charakteristische Vernachlässigung der Grüfte liegt in einem Punkte nicht vor: in der Überkuppelung des Grabschachtes, in welcher J. die alte Tumuluswölbung wiederfindet. Ist der Gedanke an beabsichtigte Festhaltung des Toten zweifellos abzuweisen, so ist aber vielleicht auch nicht nötig, den Brauch der Grabhügelgestaltung heranzuziehen, der, wie J. selbst sagt, im Widerspruch steht zu dem bereits vorhandenen Mastabagrabhügel. Ein Vorläufer der Überkuppelung, der Verschluß von Schächten im Grabe durch schüsselartige Tonkuppeln, ist in einem Grabe der 1. Dyn. in Sakkara inzwischen übrigens festgestellt worden[1].

1) Vgl. OLZ 36 (1933) Sp. 231ff.; OLZ. 40 (1937) Sp. 218ff.

1) Emery, Annales du Service des Antiquités de l'Egypte 38 (1938) S. 456 Abb. 63.

Außer dem Wunsche nach Sicherung hat für den Ägypter bei der Vermeidung von Öffnungen, ebenso wie bei den Scheintüren, die ja zum Schachte hin auch nicht durchbrochen sind, so auch hier beim nachträglichen Verschluß des Schachtes von oben, das Gefühl für die geschlossene Masse, welche von außen gesehen eine feste Einheit bilden sollte, eine wichtige Rolle gespielt. Schon aus einem derartigen Bedürfnis heraus mußte das Loch auf dem Dach der Mastaba irgendwie gefüllt werden.

In einem besonders reichhaltigen Kap. führt der Verf. die Reliefbilder nicht nur der zu veröffentlichenden Gräbergruppe, sondern im Überblick auch aller übrigen erreichbaren Gîzagräber vor und läßt die Regeln und Freiheiten der Bebilderung und die mitspielenden Familientraditionen bei Vorkommen und Verteilung deutlich werden. Hervorhebenswert ist hierbei das Auftreten neuer Riten in der Speisetischszene während der 5. Dyn. und die Wiederverwendung bzw. stärkere Ausbreitung von Szenen des täglichen Lebens, welche vor dem Bildverbot der 4. Dyn. schon einmal verwandt worden waren. Der von H. Junker schon seit dem ersten Gîzabande scharf gezeichnete Kampf zweier Stile, des der bilderlosen Architektur und einer religiösen oder lebensnahen Bebilderung, ist jetzt zugunsten der letzteren entschieden. Für die Fragen der Künstlervorlagen liefert der Band schönes Material. Während das Kopieren von einem Grab für das andere in eindeutigen Fällen hervortritt, ist die Frage der Bilderbogen, für welche die Wiederkehr von oft ins einzelne gehenden Zügen spricht, erst noch weiter zu klären. Aus der zusammenfassenden Auswertung des Inschriftenmaterials hebt sich die Behandlung der Stiftungsgüter heraus. Wenn J. bei der Unterscheidung der Güter nach dem Alter in denen mit dem Namen des Gründers wohl zu Recht Neugründungen erblickt, so brauchen die anders gebildeten Güternamen jedenfalls grundsätzlich keineswegs alte Orte zu sein. Interessant ist die graphische Vorstellung des Gründernamens vor die Namensaussage auch für die Fälle, wo der Gründende nicht ein König war. Die Analogie ist wohl nicht nur als formale Nachahmung erfolgt, sondern drückt gerade im besonderen Falle der Güternamen aus, daß ihr Gründer eigentlich ein König zu sein pflegte. Daß übrigens im Alten Reich bei der Voranstellung eines Eigennamens zwischen rein graphischer und einer wirklich sprachlichen zu unterscheiden ist, zeigt der voranstehende, durch das Suffix wieder aufgenommene Eigenname in Stiftungsformeln, deren Deutung sich J. in anderem Zusammenhang widmet (S. 160ff.). Auf Untersuchungen über die Verwaltung der Stiftungsgüter, für welche der Titel *ḥḳ3-ḥw.t* in seiner Bedeutungsdifferenzierung = einfacher „Gutsvormann" neben dem gehobenen „Gutsverwalter" wichtig ist, und auf eine Behandlung der Opferlisten neben der mit ihnen im Zusammenhang stehenden Opferriten folgt als Abschluß des allgemeinen Teils des Werks ein wertvolles Kap. über den Totendienst und den Ka. Die vielerörterte Frage der Bedeutung des Ka für das Grab, insbesondere den Serdâb, erfährt dabei insofern eine überraschende Wendung, als Junkers kritische Behandlung einer für die bisherige Erörterung grundlegenden Inschrift aus dem „Ka-Haus" Rawer' I. die entscheidenden Schriftzeichen, welche den Serdâb-Schlitz als „Augen des Ka-Hauses" bezeichnen sollten, als überhaupt nicht existent nachweist.

In der Behandlung der einzelnen Gräber, welche den 2. Teil des Werkes bildet, finden sich außer dem hingebreiteten Material eine Menge von Darlegungen und Beobachtungen, die über den Sonderfall hinaus allgemeine Bedeutung haben. So gibt es z. B. archäologische Bemerkungen über den Grabeingang als Kultstelle (S. 134), über die Entstehung bewußter Gestaltung aus Fehlformen (S. 149), über den Ursprung der Grabstatue (S. 191) oder die Portraitfrage beim Reliefbild (S. 137), daneben philologische Erörterungen wie über die Nisbe (S. 183), über *ỉn* für Dativ-*n* (S. 156) oder die Bedeutung von Hieroglyphenzeichen (S. 172); schließlich aber auch Studien kultur- und religionsgeschichtlicher Probleme, etwa über Weberei (S. 210), über die Verwaltung eines Hauswesens (S. 180) oder einer Pyramidenstadt (S. 175), über Adelslaufbahnen (S. 206), den sozialen Abstieg einer Familie (S. 145), über die wirtschaftliche Struktur bestimmter Landesteile (S. 173) oder über Opferriten wie die Abtrennung des Schenkels vom lebenden Tier (S. 229). Wenn zu den früheren Gîzabänden gelegentlich ein Bedauern geäußert wurde, daß solche allgemein interessierenden Fragen von H. Junker hier an versteckter Stelle behandelt seien, so ist aus solchen ihre Rechtfertigung in sich selbst tragenden Einstreuungen in die Publikation vielmehr die Lehre zu ziehen, daß für alles, was das Alte Reich betrifft, ja darüber hinaus, in Junkers Gîzabänden Rat zu suchen ist. Gerade deshalb ist es dankbar zu begrüßen, daß die Fülle durch eingehende Listen und Register am Ende des Bandes erschlossen wird.

Ein Wort erfordern schließlich die den Kern der Veröffentlichung ausmachenden Abbil-

dungen. Die Beigabe von Bunttafeln mit den Reliefs der Tübinger Mastaba Seschemnefers III. ist, selbst wenn Wiedergabe oder Vorlagen nicht einem jeden Geschmacke zusagen, zur Feststellung der Farben wertvoll. Die wenigen photographischen Tafelbilder erregen den Wunsch nach umfangreicherer Photowiedergabe, zumal die Strichzeichnungen, welche im Laufe von Jahren entstanden und von verschiedenen Händen unterscheidbaren Zeichenstils gefertigt sind, bei aller Sauberkeit auf die Frage nach der Erhaltung nicht gleichmäßig Antwort geben (vgl. z. B. Abb. 29). Auch ist in einigen Fällen nicht deutlich genug, ob die allseitige Umrahmungslinie die Wand- bzw. Bildgrenze ist oder es sich, wie manchmal wirklich zweifellos, um eine vom Zeichner allein aus ästhetischen Gründen gewählte Umrandung handelt.

Von dem 3. Gîzabande H. Junkers wird keiner, der sich in ihn und in die vorigen einlebte, scheiden ohne die Beglückung einer reichen, sich hier offenbarenden Welt, und jedem wird sich der Dank an den Verf. mit dem Wunsche verbinden, daß die Fülle in den weiteren Bänden bald Fortsetzung und Vollendung erfahre.

Maystre, Charles, et Alexandre **Piankoff: Le Livre des Portes. I. Texte** (1er Fasc.). Le Caire: Impr. de l'Institut Français d'Archéologie, Orientale 1939. (XVI, 135 S.) 2° = Ministère de l'Éducation Nationale. Mémoires de l'Inst. Français du Caire. Tome LXXIV. P.Eg. 150 —. Bespr. v. H. Bonnet, Bonn.

Eine Fülle verschiedenartiger Vorstellungen über das Jenseits umdrängt den Ägypter. Je und dann hat er drum unternommen, sie zu ordnen und in ein System zu bringen, das dem Toten ein Zurechtfinden ermöglicht. Bereits in der Herakleopolitenzeit ist so das Zweiwegebuch entstanden, das sich dem Toten als Führer durch die vielverschlungenen Pfade des Jenseits anbietet. Den gleichen Dienst wollen zwei spätere Literaturwerke leisten, das Amduat und das Pfortenbuch. Sie tun es in anderer sinnfälligerer Weise. Denn mögen sie auch dem älteren Werk an geistigem Gehalt unterlegen sein, so sind sie doch bewußter gestaltet und in einen viel strafferen Rahmen gespannt. Alles ist auf die Unterwelt abgestimmt und um den Weg gruppiert, den die Sonne in den 12 Stunden der Nacht durch sie nimmt. Dabei verlegt das Pfortenbuch den Schwerpunkt auf die Tore, die sich von Stunde zu Stunde sperrend dem Wege des Sonnengottes und damit des Toten, der mit ihm zu wandern begehrt, entgegenstellen und nur auf Zauberworte öffnen. Eben um dieses Tormotivs willen hat sich die Bezeichnung Pfortenbuch für das an sich titellose Werk, das man früher auch gern „livre de l'enfer" benannte, eingeführt.

Es ist auffällig, wie wenig in ihm von anderen großen Göttern, auch von Osiris die Rede ist. Er fehlt nicht, aber das Ganze ist doch durchaus auf den Gang der Sonne gestellt. Fast könnte man sich an das solare Jenseitsbild der Pyramidentexte erinnert fühlen, wenn die Stimmung nicht doch eine ganz andere wäre. Unter dem steten Ringen mit den ihm widerstrebenden chthonischen Bindungen hat der Glaube an das himmlische Jenseits seine Kräfte verloren und so ist an die Stelle des Himmels die Unterwelt getreten, in der die Sonne nur noch in mattem Nachtglanze leuchtet. Immerhin, es bleibt doch dabei, daß der Gang der Sonne das große Leitmotiv bildet, und so wird man den Herausgebern zustimmen, wenn sie meinen, daß diese Jenseitsliteratur unter dem Einfluß des in der Verkündigung Amenophis IV. gipfelnden Sonnenglaubens stehe.

Ob aber darum das Pfortenbuch, wie sie vermeinen, erst gegen das Ende der 18. Dynastie entstanden ist? Gewiß taucht es zum erstenmal in großen Auszügen im Grabe des Haremheb auf. Aber nach einer freilich nur vorläufigen und kurzen Notiz haben sich schon im Grabe des Senmut Stücke des Pfortenbuches erhalten. Das ist zugleich insofern beachtlich, als Senmut Privatmann ist, während sich das Pfortenbuch sonst im Neuen Reich nur in Königsgräbern findet. Es ist also augenscheinlich ebenso wie das verwandte Amduat, das auch schon zur Zeit Thutmosis III. in einem Privatgrab aufgezeichnet wurde, erst sekundär zu einem Königstotentexte geworden.

Weiter ist für die Frage nach der Herkunft und dem Alter des Pfortenbuches doch wohl auch von Belang, daß das Tormotiv in Abschnitten des Totenbuches, deren Gedanken z. T. schon im Zweiwegebuch anklingen, in wenigstens ähnlicher Weise behandelt wird. Doch ich darf auf diese Fragen nur hindeuten. Über sie und manche andere werden uns die Herausgeber in dem weiteren Fortgang ihrer Arbeit, die sich auch eine Übersetzung und einen Kommentar zum Ziele setzt, Aufschluß geben.

Vorerst liegt nur der Text und auch von ihm nur der Eingang und die beiden ersten Abschnitte vor. Das ist aufs ganze gesehen wenig, aber doch genug, um den Gewinn abzuschätzen, den die Ausgabe der Forschung verspricht. Bisher hat sich diese ja wenig mit dem Pfortenbuch wie überhaupt mit den Unterweltsbüchern befaßt. Das liegt zum guten Teil ohne Frage an dem Inhalt der Bücher. Sie bieten zu viel

des Bizarren, wie es nun eben einmal zum Wesen einer Jenseitstopographie gehört. Einen wesentlichen Grund bildete aber doch auch die Schwierigkeit einer Beschaffung des Textes. Nicht als ob es an Ausgaben gefehlt hätte. Ein gut Teil der Niederschriften liegt in brauchbaren, freilich ziemlich verstreuten Veröffentlichungen vor. Bei den mancherlei Unklarheiten, die der Text aufweist, schien es aber doch nicht geraten, sich ohne Kenntnis des gesamten Materiales ernstlich an ihm zu versuchen. Nun wird er, wie zu hoffen steht, bald in einer Übersichtlichkeit vorliegen, die kaum überbietbar ist. Denn die Herausgeber stellen sämtliche Niederschriften der 19. und der 20. Dynastie in parallelen senkrechten Kolumnen nebeneinander. Sie begnügen sich also nicht mit einer Angabe der Varianten. Lediglich die Niederschriften des Pfortenbuches, die sich in späterer Zeit in Papyris wie auf Sarkophagen von Privatleuten finden, bleiben beiseite; sie sollen in dem Kommentar berücksichtigt werden. Man kann sie in der Tat entbehren. Denn bei allem Interesse für die Geschichte des Textes werden sie doch für seine Herstellung schwerlich etwas beizutragen haben.

Zum Verständnis des Textes sind auch die Bilder notwendig. Denn diese sind nicht nur Vignetten wie im Totenbuch; sie gehören zum Texte und bilden mit ihm ein Ganzes, in dem ein Teil den anderen ergänzt und erklärt. Wie es die Herausgeber mit ihnen zu halten gedenken, läßt sich nach dieser ersten Lieferung noch nicht absehen. Wohl fügen sie Skizzen bei, aber diese genügen nicht, so daß man vorerst doch noch auf die älteren Publikationen zurückgreifen muß. Bei der Sorgfalt, mit der die Herausgeber arbeiten, darf man indessen erwarten, daß sie auch für diesen Teil ihrer Aufgabe eine befriedigende Lösung finden werden.

Smieszek, Antoni: **Some Hypotheses concerning the Prehistory of the Coptic Vowels.** Krakau: Polska Akademja Umiejętności 1936. (III, 63 S.) gr. 8° = Mémoires de la Commission Orientaliste, No. 23. Bespr. von A. Böhlig, Berlin.

Als man die ägyptische Sprache erforschte, waren die Schwierigkeiten so groß, daß die Hauptaufgabe im Verständnis des Textes lag. Nachdem die genialen Interpreten eine erstaunlich große Menge von Texten gedeutet hatten, konnten sie an eine weitere Aufgabe herangehen. Die wissenschaftliche Lage ihres Zeitalters forderte von den Ägyptologen, daß sie die Grammatik nicht nur empirisch bearbeiteten, sondern auch hier historische Gesichtspunkte einführten. Auch das Koptische soll also nicht nur als Hilfsmittel bei der Erklärung der äg. Worte und Texte herangezogen werden, sondern wie der Inhalt aller äg. und kopt. Texte geschichtlich verarbeitet wird, muß auch die Entwicklung der kopt. Sprache in einer geschichtlichen Darstellung geboten werden. Daß auf diesem Gebiet die grundlegenden Arbeiten von Sethe geliefert wurden, war für diese Studien darum so bedeutsam, weil sich in ihm die Fähigkeiten eines überragenden Philologen mit denen des Sprachwissenschaftlers paarten.

Es ist nicht zu verwundern, daß ein recht schwieriges Problem die Forscher in Bewegung gehalten hat, die Frage der äg. Vokale. Diesem Gegenstand hat aufs neue Śmieszek eine Studie gewidmet. Er scheint zu sehen, wie schwankend der Boden ist, den er mit seiner Untersuchung betritt. Das geht aus dem Titel hervor, den er seiner Arbeit gegeben hat: Einige Hypothesen zur Vorgeschichte der koptischen Vokale.

In der Einleitung hebt der Verfasser zwei Hauptgesetze der koptischen Sprache hervor: 1. Die Notwendigkeit, daß es nur eine betonte Silbe in einem Wort oder einer Wortgruppe geben darf. 2. Die regelmäßige Erscheinung, daß in betonter offener Silbe ein langer Vokal, in betonter geschlossener ein kurzer steht. Auch die in letzter Zeit so stark interessierende Frage nach dem Murmelvokal ist nicht außer acht gelassen, wenn sie vielleicht auch eingehender behandelt werden konnte. Zweckmäßig war es ferner, daß der Verf. die Bedeutung des Abfalls alter Endungen für die Silbenbildung darstellte.

Im Hauptteil wird über die betonten Vokale gehandelt. Für das Ägyptisch der vorkoptischen Zeit ist nur sporadisch Material erhalten. Darum muß das koptische Material mit diesem zu einem Bilde vereinigt werden. Eine Hilfe bieten dabei die immerhin recht zahlreichen Dialekte. Die Grundlagen für eine Darstellung des äg. Vokalismus hat ja Sethe gegeben. Der Verf. der vorliegenden Studie hat von den Fragestellungen einer fortgeschrittenen Sprachwissenschaft aus versucht, diese Fragen zwar nicht zu lösen, aber doch brauchbare Vorschläge dafür zu machen.

So hypothetisch manches dem Leser erscheinen mag, er wird das Heft sicher nicht ohne Nutzen aus der Hand legen.

Von den wesentlichen Hauptfragen möchte ich folgende erwähnen: Ist die koptische Aussprache in ganz Ägypten einheitlich gewesen, und gibt die Vokalisation nur eine Mehrzahl von Schreiberschulen wieder? Oder liegen der Orthographie wirkliche Dialekte zugrunde? Mir ist das letztere wahrscheinlicher, zumal das Land so langgestreckt ist.

Recht einleuchtend ist der Hinweis, daß manche Vokale im Laufe der äg. Geschichte zusammengefallen sind.

Interessant ist wohl der Nachweis, daß auch im Ägyptischen das Philippische Gesetz gilt.

Gleichfalls wird in der Abhandlung versucht, das gegenseitige Verhältnis gewisser Vokale und Konsonanten aufzuzeigen, z. B. wird eine ausgedehnte Untersuchung der Gemination gewidmet.

Im ganzen bietet das Buch genügend Anregungen, um beachtet zu werden.

Keilschriftforschung.

Christian, Viktor: **Altertumskunde des Zweistromlandes** von der Vorzeit bis zum Ende der Achämenidenherrschaft. Bd. I. Lfg. 4. (S. 249—328; Taf. 241—320). Lfg 5/6. (S. 329—402; Taf. 321—444.) gr. 8°. Leipzig: Hiersemann o. J. Je Lfg. RM 15 —. Bespr. von Fr. W. Frh. von Bissing, Oberaudorf a. Inn.

In OLZ 1940, 235ff. habe ich Lfg. 1, 2 und den Beginn der Lfg. 3 besprochen und dabei gesagt was mir Grundsätzliches vorläufig bemerkenswert schien. Die Fortsetzung (von S. 169 an, dem die Frühzeit behandelnden Abschnitt B), entspricht durchaus im Wesen dem Abschnitt A. Überreich bebildert, so daß das Buch sich zu einem Corpus der mesopotamischen Altertümer auswächst, das der Forschung in Zukunft eine große Erleichterung bringen wird, namentlich auch dort, wo beschränkte Bibliotheksverhältnisse herrschen, schüttet diese Altertumskunde, einem Füllhorn gleich, den ganzen Reichtum des Materials vor uns aus; aber, da der Verf. weder den Unterschied von großem und kleinem Druck, noch die Nützlichkeit der Anmerkung zu kennen scheint, ertrinkt man in der Stoffülle, und kann nur hoffen, daß einmal jemand aus dieser Fülle das die Entwicklung und Kultur wirklich Bestimmende und die jeweilige Epoche Bezeichnende herausholen möge. Die auf über 130 Seiten behandelte Lagaschperiode ist nur geographisch untergeteilt in a) Süden b) Norden. Ich hätte gewünscht, daß die Gegensätze zwischen Nord und Süd, die doch wohl zu dieser Einteilung geführt haben, scharf herausgestellt worden wären. Ich persönlich empfinde das Verbindende, das Chr. natürlich wiederholt betont, stärker als offenbar der Verf., muß auch hier wieder betonen, daß ohne Hinzuziehung von Susa und Tell Halaf, um zwei Extreme zu nennen, viele Fragen kaum lösbar scheinen. Auf zwei Tabellen, S. 170 und 263 gibt Chr. eine bequeme Übersicht über die Fundorte und ihr gegenseitiges zeitliches Verhältnis, leider ohne eine Andeutung der zeitlichen Ansätze nach unserer Rechnung. Hier fällt nun auf, daß die beiden älteren Abschnitte des von Chr. Lagaschperiode getauften Zeitraums gerade in Lagasch nicht vertreten sind. Darum scheint mir der neue Name für die bisher plankonvexe oder frühdynastische Periode genannte Zeit nicht sehr glücklich, so wenig ich verkenne, daß Parrot Recht hatte (Syria 1935, S. 21), die erstere Bezeichnung abzulehnen, weil plankonvexe Ziegel im Norden im allgemeinen nicht in Gebrauch sind, und so sehr ich zugebe, daß „Frühdynastisch", weil in einem ganz bestimmten Sinne in der Ägyptologie eingeführt, unerwünschte Nebenvorstellungen mit sich bringen kann. Vielleicht wäre ältere Königszeit empfehlenswerter? Die chronologischen Fragen, die für den Nichtkeilschriftler doch von entscheidender Bedeutung sind, hätte ich gern im Zusammenhang erörtert gesehen, insbesondere auch für die Funde aus Ur, wo die Ansichten weit auseinander gehen. Wer S. 210f. über das sumerische Zottengewand liest, wird schwerlich ahnen, daß es sich hier um ein in der wissenschaftlichen Literatur immer wieder behandeltes Problem und um die Frage des sog. Kaunakes handelt. Ein Hinweis auf Syria 1938, S. 173f., wo die Namen der Gelehrten, die sich mit der Frage beschäftigt haben, verzeichnet sind, oder mindestens auf Reimpell, Geschichte der babyl. und assyr. Kleidung, wäre am Platz gewesen, da Chr. ja auch sonst im Text solche Hinweise, freilich nach einem für mich unklaren Prinzip, gibt. Seine Darlegungen, daß es nur ein aus Blättern hergestellter Rock sein könne, haben mich nicht überzeugt. Opitz hat sehr glücklich auf die völlige Übereinstimmung zwischen den Zotten des sumerischen Gewandes und denen des Ziegenbocks aus Ur aufmerksam gemacht und bemerkt, „es ist nicht anzunehmen, daß die Schaf- oder Ziegenböcke im alten Zweistromland mit Kräusel- oder flockig gewebten Stoffen oder gar mit Schilfblätterkleidern (einer nicht sehr glücklichen Idee) kostümiert waren" (AOF VI, 1930/31 S. 19f.). Zum selben Schluß kam Parrot (Syria 1935, S. 26) auf Grund von Statuen aus Mari, mit der Einschränkung, daß nicht jeder Kaunakes ein natürliches Fell zu sein brauche.

Mit der IV. Lieferung ist der erste Band von Christians umfangreichem Werk abgeschlossen. Er führt uns bis an das Ende der III. Dynastie von Ur, also bis gegen 2200 v. Chr. Die Trennung zwischen Süd und Nord ist auch für die in der zuletzt ausgegebenen Lieferung behandelte „Akkad-Stufe" und die III. Dyn. von Ur beibehalten, obwohl die Unterschiede geringer und geringer werden, wie der Verf. mehrfach zu-

gesteht. Die Tafeln geben wieder eine fast vollständige Übersicht über die Denkmäler, insbesondere auch die Keramik.

Wer ihre Entwicklung einmal im Zusammenhang verfolgen will, was in einem Handbuch immer aus Raumrücksichten kaum möglich ist, wird hier eine gute Grundlage finden. Gern hätte man freilich überall, und nicht nur bei den Übersichten der Tongefäße, auf den Tafeln die Angabe der „Stufe" der sie angehören und womöglich auch der ungefähren Zeit. So muß man immer erst die an sich sehr dankenswerten Fundplatzübersichten zu Rate ziehen, deren Auffindung hoffentlich ein besonderer Index erleichtern wird, denn sie sind dem Leser auch für die Identifizierung der im Text gebrauchten topographischen Bezeichnungen vonnöten. In der Tabelle S. 332 hätte ich unter Gasur (Jorgan Tepe) gern noch Nuzi hinzugefügt gesehen, da die Ergebnisse der Ausgrabungen unter dieser Bezeichnung vorgelegt worden sind.

In der Akkadstufe, deren Abgrenzung in der Tat so viel Schwierigkeiten mit sich bringt, daß man zweifeln könnte, ob die Bezeichnung geschickt ist, tritt der rechteckige Ziegel an die Stelle des plankonvexen, finden wir fast moderne sanitäre Einrichtungen (S. 300), lernen wir die ersten Hauspläne kennen (S. 302). Monumentale Bauten sind wenige erhalten.

Chr. glaubt sich im Gegensatz zu den deutschen Ausgräbern zu befinden, wenn er die Umbauten der Stadtmauer von Uruk in die Akkadstufe setzt; m. A. nach mit Unrecht, denn S. 45 des 7. Urukberichtes lesen wir, daß durch den sumerischen Brief mit dem spätakkadischen Siegel die Tafeln und Gebäude dieses Fundes in die Zeit vor die III. Dyn. von Ur zu datieren seien, und S. 43 werden jüngere Stadtmauerzüge etwa um 2000 datiert. Dies Beispiel zeigt, daß der wissenschaftliche Leser immer gut tun wird, Christians Text an der Hand seiner nun durch den Tafelindex meist feststellbaren Quellen nachzuprüfen.

Sehr interessant ist die zweifelsohne richtige Feststellung, daß auf Siegeln der Akkadstufe das Schöpfwerk vorkommt, das wir Schaduf nennen, weil es den meisten aus Ägypten bekannt ist (S. 308, 320). Meissner hat (Babylonien und Assyrien I, S. 192f.) schon ganz richtig Sennacheribos diese Wasserhebemaschine aus Babylonien einführen lassen. Unter den abgebildeten Kunstwerken scheint mir eines der wichtigsten und von Chr. kaum genügend gewürdigten der Bronzekopf aus Ninive Taf. 366.

Auf dem Boden eines spätassyrischen Ischtartempels gefunden, haben wir keinen Anhalt zu seiner Datierung; Dr. Campbell Thompson vermutete, der Kopf gehöre zur Beute Assurbanipals aus Elam. Mallowan hat, Iraq III S. 104ff., in eingehender stilistischer Analyse die Züge zusammengetragen, die den Kopf mit älterer babylonischer Kunst verbinden. Seine Beobachtungen bestehen zweifelsohne zu Recht; dennoch empfinde ich immer wieder etwas eigentümliches in dem Kopf, das mich beim ersten Anblick, ehe ich noch genaueres wußte, an assyrische Kunst erinnerte. Ich glaube also nicht, daß der ninevitische Bronzekopf von auswärts eingeschleppt wurde, glaube auch kaum, daß er Scharrukin von Akkad oder einen der Herrscher seiner Dynastie darstellt, sondern halte ihn für ein Zeugnis altassyrischer Kunst, den Ahnen der Bildwerke des I. Jahrtausends. Er stellt lebhaft vor unsere Augen wie altassyrische Künstler das überkommene altbabylonische Gut verarbeitet haben. Die Goldhaube des Meskalam-dug ist in der Anlage sehr verwandt, im einzelnen sehr verschieden. Eine jüngere Entwicklung stellt vielleicht der Kopf aus Hamadan dar (z. B. Moortgat, Bildwerke und Volkstum Vorderasiens zur Hethiterzeit Abb. 8). Beiden Köpfen ist auch das zu eigen, daß sie zunächst so stark porträthaft wirken.

Leider muß ich wieder sagen, was uns Chr. S. 326 (der Hauptstelle) über diesen Kopf aus Ninive sagt, genügt weder nach der sachlichen (Fundumstände, etwaige Deutung) noch nach der kunstgeschichtlichen Seite hin, denn der richtige Verweis auf Hall, La sculpture Babyl. et Assyr. Taf. 8, 8 nützt wegen der schlechten Erhaltung wenig. Ich betone das, weil Chr. nach seinem Vorwort das, wie er mit Recht sagt, fast unübersehbar gewordene Material den Nachbarwissenschaften geordnet zur Mitarbeit vorlegen wollte, und allen, die Anteil am Orient nehmen, ein zuverlässiger Führer durch die Kulturen des alten Zweistromlandes sein möchte. Ich anerkenne die weiten Literaturkenntnisse des Verf., aber ich kann nicht finden, daß er dem Leser die Nachprüfung erleichtert hätte.

Der Leser muß, um erraten zu können, worauf sich Chr. gründet, sehr oft (Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel) in den die Fundplätze behandelnden Seiten sich die Veröffentlichungen zusammensuchen, muß dann mit Hilfe der sehr nützlichen Quellenangaben im Tafelverzeichnis weiter zu kommen suchen, endlich die hier und da im Text versteckten Nachweise aufstöbern. Und wenn ihm die Literatur dann nicht zugänglich ist, muß er gläubig hinnehmen. So weit ich sehe, verweist Chr. nicht nur nirgends auf den so nützlichen Grundriß von Meissner (Babylonien und Assyrien), sondern auch nicht auf Bücher wie Reimpels Geschichte der babyl. und assyr. Kleidung, Bonnets Die Waffen der Völker des alten Orients, die verschiedenen Darstellungen der mesopotamischen Ausgrabungen im A. O., von ausländischer Literatur ganz zu schweigen.

Nützlich ist die S. XIIff. gegebene Anleitung zum Verständnis seiner Topfbeschreibungen. Ich wünschte nur, er hätte die gräulichen Formen „rundbodig" usw. vermieden, ebenso S. 316 „drehrund" und erst nach einigem Nachdenken habe ich verstanden, was S. 366 „laibchenförmige Flasche" bedeuten solle, nämlich wie ein Brotlaib. Gemeinhin spricht man wohl von faßförmig oder ähnlich. Statt Fußring würde ich überall Ringfuß sagen. Zu der Glasperle S. 344, 345 hätten die anderen spärlichen frühen Glasfunde herangezogen werden sollen, aus denen aber eine eigne Glaserzeugung

mit nichten folgt. S. 349 werden, in Erweiterung des S. 249 Ausgeführten, die Steinidole Taf. 261, die Tonidole Taf. 327 und „der Stil, der die Körper und Tiere gern in Dreiecke auflöst oder in geschraffte Rechtecke formt" als semitisch angesehen. Man wüßte gern ob Chr. diese Zuschreibung auch auf die entsprechenden ägyptischen und nubischen Figuren, die verwandten ägäischen und auf die rfg. Negadevasen und die griechischen geometrischen auszudehnen wünscht? Ohne mir alle Folgerungen zu eigen machen zu wollen, möchte ich Herrn Chr. bitten, zu der Arbeit von A. Roes, De oorsprong d. geometrische Kunst, zu dem Artikel „Idol" in Eberts RLVorgesch., zu Valentin Müllers Früher Plastik in Griechenland, Stellung zu nehmen. Es ist sehr modern mit Rassen um sich zu werfen, aber Behutsamkeit ist im allgemeinen Belang dabei sehr erwünscht. Die ganze Unterscheidung der „hochnaturalistischen, von Semiten wohl getragenen, in ihrem Wesen aber in der nicht semitischen Dschemdet-Nasr-Gesittung wurzelnden (gewissermaßen höfischen)", und der „stilisierenden, volkstümlichen, der eigentlichen semitischen Wesensart entsprechenden" Kunst, die bei Chr. immer wiederkehrt, bedarf sehr der Nachprüfung und, wie ich meine, der Korrektur. Dafür aber fehlt hier der Raum. Weshalb wird immer Rev. d'ass, Tom. zitiert, T. oder Tome wäre natürlicher. Wissen wir etwas von einer „gemeinsemitischen" Dolmenform" (S. 350)? Wir dürfen dem Verlag restlos dankbar sein für das, was er bringt, müssen die, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, sehr mühsame Arbeit, die Christian an den Tafeln vollbracht hat, anerkennen, müssen aber bedauern, daß es ihm nicht darauf angekommen ist, den Stoff dem Leser übersichtlich vorzulegen, Wichtiges von Unwichtigem, Einmaligem, Zufälligem, wie der Bestattung im Brunnen S. 366, zu scheiden (wozu wird Taf. 350, 2 z. B. gebracht, die Sitzfigur Manischtusus aus Susa (S. 307) nicht?); und daß er in kunstgeschichtlichen Fragen offenbar (man lese die wunderlichen Darlegungen über das Porträt S. 326, 328), so wenig geschult ist, daß er da kaum irgendwo einen Fortschritt bringt. Falsch muß S. 306, Z. 5 v. o. 393, 5—6 sein, ebenso S. 318, Z. 5 v. o. der Verweis auf Taf. 370, da dieser Statue der Kopf fehlt. S. 321, Z. 8 v. o. muß es statt 350, 3 wohl 351, 3 heißen. S. 324, Z. 13 v. u. ist für „aus" wohl „auf" zu lesen. Zu meiner Genugtuung sehe ich aus Chr.s Vorwort, daß ich mehrfach in meinen früheren Ausstellungen mit Herrn von Soden übereinstimme; vielleicht veranlaßt das in Zukunft Herrn Chr. unsere Wünsche wohlwollender als bisher zu betrachten und ihnen hier und da Rechnung zu tragen.

Schwartz, Benjamin: **The Hittites.** A List of References in the New York Public Library. New York: The New York Public Library 1939. (VII, 94 S.) gr. 8°. $ 1.50. Bespr. von B. Rosenkranz, Uedem.

Diese neue Bibliographie ist ein verbesserter und erweiterter Abdruck aus dem „Bulletin of the New York Public Library" (August-Oktober 1938) und bringt die Bestände dieser Bibliothek, deren Lücken durch eine Auswahl aus der Columbia University Library ergänzt werden. Dabei werden außer den Schriften, die sich speziell mit hethitischen Problemen befassen bzw. solche berühren, auch die Schriften angeführt, die zum Studium der Hethitologie förderlich sind. Das Buch ist aus der Bibliothekspraxis entstanden und trägt vorwiegend den örtlichen Verhältnissen Rechnung.

Nach einer Einleitung, die mit wenigen Worten einige Höhepunkte aus der Geschichte der hethitologischen Forschung andeutet, bringt der Verf. zunächst bibliographische Werke (S. 1), dann solche über Kunst und Archäologie (2—18), Sprache (19—41), Hethitische Hieroglyphen (41—45), Namenkunde (46—48), Geschichte und Allgemeines (49—67), Religion (68—72), Recht (72—74). Es folgt eine Auswahl von Schriften über die churritische Sprache (75f.). Den Abschluß bildet ein Index (77—94).

Schriften, die vor 1915 erschienen, sind im allgemeinen nicht aufgeführt; vielmehr wird für die ältere Literatur auf G. Contenau's „Éléments de bibliographie hittite" (Paris 1922) verwiesen. Dieser Maßnahme kann man zustimmen, da ein großer Teil dieses Schrifttums nur Ballast darstellt. Die Literatur bis 1937 einschl. ist dann, wie Stichproben ergaben, fast vollständig[1] zusammengetragen, außerdem ein Teil des Schrifttums von 1938. Die Besprechungen sind jeweils hinter dem betr. Werk aufgeführt. — Auch mit der getroffenen Anordnung kann man zufrieden sein, zumal der Verf. selbst sie als provisorisch ansieht und u. a. für das Kapitel "History and general Works" eine Unterteilung in Aussicht nimmt.

Weniger einverstanden wird man mit der Einreihung der einzelnen Werke in die verschiedenen Kapitel sein. So erscheint Kansu, Sevket Aziz, mit zwei Arbeiten über einige Skelette von Alacahöyük S. 10 unter „Art and

1) Abgesehen von armenisch und slavisch verfaßten Werken fehlt leider auch H. Zimmerns bekannter Aufsatz „Der Kampf des Wettergottes mit der Schlange Illujankaš" (Streitbergfestgabe, Leipzig 1924, S. 430ff.).

Archaeology", während z. B. die anthropologischen Arbeiten Ariëns-Kappers' richtig S. 49 unter „History and General Works" gebucht sind. Außerdem ist aber auch Aziz, Kansu Chevket (der doch wohl kaum von Kansu, Sevket Aziz, verschieden sein dürfte), mit einem Aufsatz „Craniologie de l'Anatolie" ebenfalls an der richtigen Stelle verzeichnet. — Eine Anzahl Werke ist an mehreren Stellen aufgeführt, was das Auffinden wesentlich erleichtert, doch ist dieses Verfahren leider nicht folgerichtig durchgeführt worden. So muß man z. B. die Arbeiten über hethitische Siegel teils unter „Art and Archaeology", teils unter „Hieroglyphic Hittite", teils unter „Onomastics" suchen.

Trotz einzelner Schwächen, die z. T. auf dem ursprünglichen Zweck des Buches als Bibliotheksführer beruhen, wird man das Werk gern benutzen; es ist einstweilen die einzige geschlossene Zusammenstellung der weit zerstreuten Literatur über das Hethitertum.

Gordon, Cyrus H.: **Ugaritic Grammar.** The present Status of the Linguistic Study of the Semitic Alphabetic Texts from Ras Shamra. Rom: Pontificium Institutum Biblicum 1940. (VIII, 130 S.) 4° = Analecta Orientalia 20. 140 Lire. Bespr. von Otto Eißfeldt, Halle/Saale.

Dem Semitisten eine Beschreibung des Ugaritischen, der nach dem Akkadischen zweitältesten semitischen Sprache, in die Hand zu geben und den, der mehr auf die Sache als auf die Sprache achtet, zur Nachprüfung der Übersetzung ugaritischer Texte zu befähigen, ist nach Kap. I (S. 6—8) das doppelte Anliegen der hier anzuzeigenden Grammatik. In 12 Kapiteln (II—XIII) wird diese Aufgabe durchgeführt, indem nacheinander Alphabetzeichen (S. 8—11), Orthographie (S. 12—18), Phonetik (S. 18—22), Pronomina (S. 22—28), Zahlwörter (S. 29—36), Nomina (S. 36—46), Verba (S. 47—68), Präpositionen (S. 68—73), Adverbien (S. 74—75), Verschiedene Partikel (S. 76—78), Satz und Struktur der Poesie (S. 78—87) und Eingliederung des Ugaritischen in die semitischen Sprachen (S. 88—90) behandelt werden. Ein Glossar (Kap. XIV, S. 91—111) mit über 900 Nummern nennt die in der Grammatik erwähnten ugaritischen Worte unter Berücksichtigung der in den hurritischen Texten vorkommenden Eigennamen und stellt zugleich ein Verzeichnis der bisher belegten ugaritischen Vokabeln dar. Vorangeschickt sind S. 1—5 Ausführungen über die Art, wie die alphabetischen Texte von Ugarit zitiert werden — a, b und 1—107 für die in Syria veröffentlichten Texte; Aqh, Krt und 'nt für Danel-, Keret- und 'Anat-Texte —, und ein dementsprechend angelegter Index der behandelten Textstellen (S. 112—128) sowie ein bibliographischer Nachtrag (S. 129) stehen am Schluß.

Das Buch beruht auf gründlicher, selbständiger Durcharbeitung wie der Texte so auch der Literatur über sie. Daß der Verf. diese in der Regel nicht nennt, sondern nur da auf sie hinweist, wo es ihm wichtig erscheint, daß seine von sonst vorgetragenen Auffassungen abweichende Meinung klar heraustritt, ist durchaus zu billigen, da das Buch sonst unnütz angeschwollen wäre und der mit den Dingen einigermaßen Vertraute ohnedies weiß, wem diese und jene Erkenntnis zu danken ist. So stellt das Buch eine vom Verf. auf Grund sachverständiger Sichtung geschickt vollzogene Zusammenfassung dessen dar, was sich beim gegenwärtigen Stand der Forschung über Grammatik und Lexikon von Ugarit mit einiger Sicherheit sagen läßt.

Von den die eigentliche Grammatik enthaltenden Kapiteln II—XI sind VII „Nomina" und VIII „Verba" die umfangreichsten und bedeutsamsten. Aber die Grundlage zu diesen und den anderen Kapiteln wird doch in den von Alphabetzeichen, Orthographie und Phonetik handelnden Kapp. II—IV gelegt, vor allem darum, weil hier die Funktion der drei Alephzeichen, des *a*-, des *i*- und des *u*-haltigen, also von ', ʒ und ʕ, in einer bestimmten, von H. L. Ginsberg gewiesenen Richtung festgelegt wird, nämlich dahin, daß ', ʒ und ʕ immer *'a*, *'i* und *'u*, niemals *a'*, *i'* und *u'* darstellen und daß ʒ — und zwar bloß dies, nicht etwa auch ' und ʕ — außerdem noch zur Kenntlichmachung des vokallosen Aleph dient. Denn es ist die Tatsache dieser drei vokalhaltigen Alephs, die das einzige dem Ugaritischen immanente Hilfsmittel zur Vokalisierung seiner Wörter darstellt und damit die recht weiten Spielraum lassenden Analogieschlüsse aus anderen semitischen Sprachen mit gesicherter Vokalisation in bestimmte Grenzen weist, und die hier vertretene Auffassung von der Bedeutung der drei Zeichen engt die ihrem Vorkommen zu entnehmenden Erkenntnisse über die Vokalisierung der betreffenden Wörter noch mehr ein. So ist nach ihr *rʒšʕ* („Kopf"), das bei anderem Verständnis jener Zeichen auch als *re'š* > *rēš* gedeutet werden kann, *ra'š* zu lesen, also als *qatl*-Form mit Beibehaltung des *a* zu verstehen, und für *jmlʕ* („er ist voll") die Lesung *jimla'u* festgelegt, die von anderen vorgeschlagene als *jimlā'* aber ausgeschlossen. Die auf diese Auffassung der drei Zeichen gegründete Lehre von Bildung und Flexion der ugaritischen Nomina und Verba nimmt sich wie eine Art Probe aufs Exempel aus und macht da-

durch deren Richtigkeit wahrscheinlich. Aber mehr auch nicht; bewiesen ist sie immer noch nicht, und das bedeutet, daß auch die von ihr abhängige Formenlehre einstweilen etwas Ungesichertes behält.

Statt vieler Äußerungen der Zustimmung und vereinzelter kritischer Bemerkungen — in letzterer Hinsicht nur die Frage, warum nicht alle in Kap. I—XIII vorkommenden Worte ins Glossar von Kap. XIV, das doch ein Lexikon des Ugaritischen darstellen soll, aufgenommen sind und einzelne Worte wie die S. 82 und 83 genannten *kr* „Schaf" und *krm* „Weinberg" fehlen? — bloß noch eine Beobachtung, die sich auf das Ganze bezieht: Man vermißt einiges, was man sonst in Grammatiken zu finden gewohnt ist, und erhält statt dessen vieles, was sie üblicherweise nicht bieten. So fehlen tabellarische Zusammenstellungen der Pronominal-, Nominal- und Verbalformen, die besserer Übersicht dienen und die Einprägung erleichtern würden, und weiter eine eigentliche Syntax. Die Mehrleistung aber besteht vor allem in ausführlicher Darlegung des logischen und metrischen Baus der — ja größtenteils poetischen — Ugarit-Literatur (Kap. XIII), die bis zu einem gewissen Grade die fehlende Syntax ersetzt. Die hier gemachten Ausführungen über den Parallelismus membrorum, die Zahl der Tonstellen in den einzelnen Stichen, die variable Folge der Satzteile in ihnen und dergleichen sind außerordentlich lehrreich und werfen auch für das Verständnis des Alten Testaments Ertrag ab, etwa in dem Vergleich von Stellen der Ugarit-Texte, in denen der zweite von zwei parallelen Stichen einen Satzteil weniger als der erste, also statt a b c nur b c enthält, dafür diese aber oder einen von ihnen in längerer Form, mit Gen 49, 7. 11; Ps 47, 4. 6; 76, 3; 89, 26; 122, 7; 132, 2. 4. 5 (S. 84). Überhaupt werden — begreiflich genug! — des öfteren Bemerkungen über Ähnlichkeiten zwischen Stellen aus den Ugarit-Texten und solchen aus dem Alten Testament, namentlich seinen poetischen Teilen, gemacht, und es hätte sich wohl gelohnt, dem Index der Stellen aus den Ugarit-Texten einen solchen der zum Vergleich herangezogenen alttestamentlichen hinzuzufügen.

Alles in allem: Die Aufgabe, die der Verf. sich gestellt hat, ist von ihm glücklich gelöst worden, und Linguisten wie Historiker haben allen Grund, ihm dafür aufrichtig dankbar zu sein und in diesen Dank einzuschließen das Päpstliche Bibelinstitut in Rom und den an ihm wirkenden Professor A. Pohl, die das Werk tatkräftig gefördert und dafür gesorgt haben, daß es trotz der Ungunst der Zeiten veröffentlicht werden konnte.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Garrod, D. A. E., u. D. M. A. Bate: The Stone Age of Mount Carmel. Excavations at the Wady El-Mughara. Vol. I. Oxford: At the Clarendon Press 1937. (XII, 240 S., LV Taf.) 4° = Report of the Joint Expedition of the British School of Archaeology in Jerusalem and the American School of Prehistoric Research 1929—1934. 42 s. Bespr. von A. Scharff, München.

Die anzuzeigende, außerordentlich gründliche Publikation geht zwar in erster Linie den Prähistoriker, und unter diesen besonders den Paläolithiker, an, sie ist aber wegen der hier erstmalig in Palästina beobachteten Stufenfolge ältester Kulturen auch für den Archäologen und Orientalisten von Bedeutung. Da der Ref. den Einzelfragen des Paläolithikums zu fern steht, sei hier nur zusammenfassend berichtet, was ihm für die orientalische Archäologie am wichtigsten zu sein scheint.

Die Fundplätze werden durch mehrere Höhlen am Hang des Wadi el-Mughara (Höhlental) gebildet, das sich vom Berg Karmel auf dessen Westseite zum Meer hinabzieht. Während man schon seit langem vereinzelte steinzeitliche Fundplätze in Palästina kannte, die aber nie eine einwandfreie stratigraphische Lagerung ergaben, ist es der englischen Prähistorikerin Miss Garrod gelungen, in fünfjährigen Grabungen (1929—1934) in drei Höhlen genaue Schichtfolgen festzustellen. An allen drei Fundplätzen liegt zuoberst eine Kulturschicht, die Fundstücke (besonders Scherben) von der Bronzezeit bis in die heutige Zeit umfaßt. Diese Dinge konnten nicht genauer schichtmäßig festgelegt werden und sind daher auch nur summarisch kurz in der Publikation behandelt. Das Wichtige waren die steinzeitlichen Schichten, die an allen drei Stellen aufs sorgfältigste herausgearbeitet wurden. In der Höhle Mugharet el-Wad folgen sich von oben nach unten: oberes und unteres Natufian; Atlitian; Mittel-Aurignacien in drei Unterstufen; unteres Aurignacien und ein oberes Levalloiso-Moustérien wiederum in zwei Unterstufen. In der Höhle Et-Tabun liegt die oberste junge Schicht unmittelbar über dem oberen Levalloiso-Moustérien, unter dem dann in mehreren Schichten ein Acheuléen (Micoquien), zuletzt ein Tayacien als ältestes folgt. In der Höhle Mugharet es-Skhul, die McCown von der American School untersuchte, wurde unteres Levalloiso-Moustérien in mehreren Schichten festgestellt.

Während Acheuléen und Moustérien den aus Europa bekannten altpaläolithischen Kulturstufen entsprechen und zwar, wie die von der Verf. gewählten Bezeichnungen zeigen,

in bestimmten, ebenfalls aus Westeuropa bekannten Sonderarten (Levallois und La Micoque, wozu auch das Tayacien aufs engste gehört, vgl. dazu S. 89), hat die jungpaläolithische Entwicklung im ostmittelmeerischen wie im nordafrikanischen Raum bekanntlich eine andere Entwicklung genommen wie in Westeuropa. Wie in Nordafrika dem Aurignacien das Capsien folgt und zur Jungsteinzeit allmählich überleitet, so in Palästina das Atlitian und das Natufian, die beide, so darf man vielleicht sagen, die Ausprägung des Capsien auf palästinensischem Boden darstellen. Die Bezeichnung „Atlitian" nach dem benachbarten Ort Atlit hat Miss Garrod gewählt, weil die so bezeichnete Feuersteinindustrie zwar dem Mittel-Aurignacien nahesteht, aber doch auch starke Unterschiede aufweist (S. 41). Die Bezeichnung „Natufian" rührt von einer früheren Grabung derselben Verf. im Wadi en-Natuf (27 km nw. Jerusalem) her; das Natufian ist eine ausgesprochene Mikrolith-Industrie, also dem Capsien verwandt[1], auch mit durchbohrten Knochenanhängern und Knochengeräten aller Art, aber noch ohne Keramik. Besonders bemerkenswert sind eine Knochenschnitzerei und ein plastischer menschlicher Kopf aus Stein mit deutlicher Gesichtsbildung, die beiden ältesten bisher bekannten Gegenstände aus Palästina, die in das Gebiet der bildenden Kunst gehören, älter als alles aus Ägypten (Pl. 13, 3—4). Hingewiesen sei noch auf gerade Sichelschäfte aus Knochen, mit eingekitteten Feuersteinstücken (Pl. 13, 1), wie man sie aus der neolithischen Faijumkultur in Ägypten kennt[2]. An Ägyptisches erinnern ferner vor allem auch unter den Mikrolithen die typischen kleinen Halbmonde, wie wir sie besonders vom Capsien bei Heluan[3] her kennen, sowie die winzigen Dreiecke und Trapeze, die für das oberägyptische Spätcapsien, das sogen. Sébilien[4], charakteristisch sind (vgl. Pl. 8—9).

Die Schichtfunde am Karmel sind allen bisher bekannten Steinzeitfunden in Ägypten insofern überlegen, als die Fundschichten viel größere Zeiträume umfassen und bis ans Ende des Jungpaläolithikums hinabreichen. Wenn man die oben genannten ersten beiden Höhlenfunde, deren Schichten sich im Moustérien decken, zusammenfaßt, haben wir eine geordnete Stratigraphie vom altpaläolithischen Acheuléen bis zum spät-jungpaläolithischen oberen Natufian (Spät-Capsien). In Ägypten dagegen kennen wir in stratigraphischer Ordnung bisher nur altpaläolithische Funde für sich allein, vor allem die Bovier-Lapierre's bei Abbasije[1] (Kairo), deren ausführliche Veröffentlichung m. W. aber noch immer aussteht. Alt- und Jungpaläolithisches zusammen in stratigraphischer Lagerung ist noch nie in Ägypten gefunden worden. Im Ganzen dürfte der Entwicklungsgang der Steinzeitkulturen in Ägypten und Palästina annähernd der gleiche gewesen sein, wenn auch der Spezialforscher kleinere Unterschiede gegenüber dem Gleichbleibenden herauszuheben und neue Namen (Natufian, Atlitian, Sébilien, alle mehr oder weniger = Capsien) auszuteilen liebt. Und dieser Entwicklungsgang schließt schon in jener Frühzeit Palästina eng an Ägypten an.

Alle diese einzelnen Fundstraten sind kartographisch dargestellt und aufs eingehendste beschrieben, die Steinwerkzeuge sind ebenfalls beschrieben und in klaren Zeichnungen wohlgeordnet vorgeführt. In das Gebiet der Anthropologie fallen die erstaunlich zahlreichen menschlichen Skelettreste, sowohl aus dem Natufian wie aus dem weit älteren Moustérien (also Art des Neandertalers), die wohl im II. Bande der Publikation eingehend veröffentlicht werden. Die ebenfalls zahlreichen Tierknochen schließlich sind im zweiten Teil des Bandes (S. 135ff.) von Miss Bate paläontologisch behandelt.

1) H. Obermaier, Urgeschichte der Menschheit, Freiburg 1931, S. 250, auf den ich mich als Autorität berufen kann, spricht bei den Karmelfunden nur von Capsien.

2) G. Caton-Thompson, The Desert Fayum II. Pl. 28, 1—2 und 30, 1.

3) Scharff, Altertümer der Vor- und Frühzeit I. S. 5 Abb. 1e.

4) Ebenda Abb. 1b.

Kroeze, Jan Hendrik: **Genesis veertien.** Een exegetisch-historische Studie. Academisch proefschrift ter verkrijging van den graad van doctor in de heilige Godgeleerdheid aan de vrije universiteit te Amsterdam. Hilversum: J. Schipper jr. 1937. (XIII, 236 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Eichrodt, Basel.

Die hier vorgelegte Doktorarbeit faßt eine stark umstrittene Frage der alttestamentlichen Exegese mit gründlichem Wissen und in sorgfältiger Erörterung der einschlägigen Probleme an und sucht, frei von aller hemmungslosen Kombinationslust und Freude am Sensationellen, die bei der Behandlung von Gen. 14 oft genug sich eingemischt haben, zu wissenschaftlich haltbaren Ergebnissen zu kommen. So werden, abgesehen von der von Böhl übernommenen Erklärung von Tid'al durch hethitisches Dudhalia und der Identifikation von Elam, alle Angaben dieses Kapitels über die miteinander im Streit liegenden Könige als ungeklärt und

1) Vgl. den Vorbericht in C. R. du Congr. intern. de Géogr. Cairo 1925, T. IV, 298ff.

vorläufig nicht aufzuhellen betrachtet. Trotzdem vertritt der Verf. den gut geschichtlichen Charakter des Berichts, indem er vor allem das ganze Geschehen in kleineren Ausmaßen zu sehen und dadurch glaubhaft zu machen versucht. Daß das Stück aus einer anderen Quelle stamme als die sonstigen Abrahamsgeschichten, ist zwar auch ihm gewiß, aber er möchte für den Haupttenor an einer innerisraelitischen Quelle festhalten, die durch eine kanaanäische Tradition in verschiedenen Punkten ergänzt worden wäre, nachdem Jerusalem, der mutmaßliche Entstehungsort dieser Überlieferung, in israelitischen Besitz gekommen war. Daher die verschiedenen erklärenden Anmerkungen, die ihm nach der Lage der betr. Orte auf südpalästinische Herkunft zu deuten scheinen. Diese Bearbeitung der israelitischen Tradition aber wäre als einer der letzten Akte der Entstehung des Pentateuchs zu denken. Als allgemeiner Hintergrund des erzählten Hergangs scheint ihm die Zeit unmittelbar vor Hammurabi noch am besten zu passen, wenn er auch hier auf Sicherheit verzichtet. Im vorletzten Kapitel wird das Verhältnis von Gen. 14 zu den Psalmen 76, 78 und 110 untersucht, wonach die beiden erstgenannten Psalmen nichts mit der Geschichte von Gen. 14 zu tun haben, dagegen Psalm 110 aus derselben kanaanäischen Quelle schöpft wie das Genesiskapitel.

Die im ganzen ruhige und besonnene Darstellung und Kritik der verschiedenen neueren Hypothesen über Gen. 14 geben der Arbeit ihren Wert. Speziell die neuerdings aus den Ras šamra-Funden gezogenen Schlüsse geben Anlaß zu ausführlicher Behandlung der Thesen von George A. Barton in seinem Artikel über das Gedicht von der „Geburt der gnädigen und schönen Götter" in JBL LIII, 1, 1934. Dabei ist die hebräische Umschrift dieses Stückes der Ras šamra-Funde nebst erklärenden Anmerkungen und Übersetzung ein gutes Beispiel selbständigen wissenschaftlichen Forschens. Trotzdem will die Arbeit als ganze nicht voll befriedigen. Denn wenn sich auch der Verf. von falscher Apologetik des biblischen Schrifttums abzugrenzen sucht (vgl. S. 133 und 226), so wirkt doch in seine Erörterungen ein Schriftglaube hinein, der die biblischen Nachrichten nicht mehr mit voller Unbefangenheit zu untersuchen erlaubt, sondern bestimmte Vorstellungen von der Einheit und Irrtumslosigkeit der hl. Schrift zugrunde legt, durch die manche Fragen von vornherein aus der Diskussion ausgeschlossen werden.

Das fällt sogleich im ersten Kapitel bei der Frage nach der zeitlichen Ansetzung Abrahams in die Augen, da hier die chronologischen Angaben der Bibel, in harmonisierender Weise angewandt, den Ausschlag geben, um Abrahams Berufung auf 2090 zu berechnen, wobei immerhin die Möglichkeit offengelassen wird, mit Rücksicht auf Gal. 3, 17 (!) und die Lesart des Sam. zu Ex. 12, 40 auch 1875 ernstlich in Betracht zu ziehen. Hier vermißt man eine Beachtung der neueren Untersuchungen zur biblischen Chronologie, etwa von Galling, und kann sich der Vermutung kaum entziehen, daß die „schlichteste Anwendung der biblischen Daten" für entscheidend gegenüber allen sonstigen Untersuchungen gehalten wird, obwohl die Ausdeutung der widersprechenden Angabe von Gen. 15, 16 nicht gerade als „schlichte Anwendung" des Textes gelten kann. Auf ähnliche Textbehandlung stößt man da und dort, etwa wenn das Alter von Damaskus aus Gen. 15, 2 gefolgert wird (S. 91), wozu natürlich nur die vollständige Verwerfung der Quellenscheidung unter weitestgehender Beanspruchung der Abrahamserzählungen als historischer Urkunden die Möglichkeit bietet; oder wenn die Erörterung über Melkisedek und El eljon mehr als einmal aus Hebr. 7 ihren wichtigsten Beweisgrund entnimmt (S. 97ff.); oder wenn für die Entscheidung über Ps. 110 Matth. 22, 43 den Ausschlag gibt (S. 216ff.). Bedenklich an antiquierte Apologetik erinnert die Berufung auf die ununterbrochene Linie glaubwürdiger Geschlechter seit der Schöpfung als Bewahrer der Uroffenbarung (S. 101). So hängt auch der im letzten Kapitel unternommene Versuch, die Bedeutung von Gen. 14 im Ganzen der Offenbarung zu bestimmen, mit einer Einschätzung des alttestamentlichen Priestertums zusammen, die sich über kritische Anfechtungen allzu bereitwillig durch dogmatische Überzeugungen hat hinweghelfen lassen. Die Wirkung des Buches wird darum eine mehr negative bleiben durch die Aufzeigung der Gebrechen bisheriger Aufstellungen; auch so mag es einen notwendigen und dankenswerten Dienst tun.

Peters, Curt: **Das Diatessaron Tatians.** Seine Überlieferung und sein Nachwirken im Morgen- und Abendland, sowie der heutige Stand seiner Erforschung. Rom: Pontificium Institutum Orientalium Studiorum 1939. (335 S.) gr. 8° = Orientalia Christiana Analecta 123. Lire 50 —. Bespr. von A. Rücker, Münster.

Seit Th. Zahns fundamentalem Werke über das Diatessaron Tatians vom Jahre 1881 hat eine schon fast unübersehbare Einzelforschung, die besonders in den letzten Jahrzehnten mit den Namen von Vogels, Baumstark, Plovij verknüpft ist, sich mit den verwickelten Proble-

men dieses Themas befaßt, so daß allein aus diesem Grunde einmal eine übersichtliche Zusammenfassung der geleisteten Arbeit notwendig war; dieser Aufgabe hat sich C. Peters aus der Schule A. Baumstarks unterzogen, der in jüngster Zeit wohl am stärksten diesen Forschungszweig gefördert hat und dessen ideeller Anteil an dem Zustandekommen des vorliegenden Werkes vom Verf. als nicht gering bezeichnet wird, und dessen ausgezeichnete methodische Schulung man durchweg verfolgen kann. Aber auch P. selbst, der über die hierfür notwendigen umfangreichen Sprachkenntnisse verfügt, hat seit einer Reihe von Jahren in die Diskussion dieser Fragen wiederholt eingegriffen, so daß man sich seiner sachkundigen Führung wohl anvertrauen darf; er hat das seit Th. Zahn erarbeitete Material geprüft und durchforscht und belegt seine eigene Stellungnahme an zahlreichen Beispielen, für die leider kein Verzeichnis beigegeben ist. Die komplizierte Eigenart der oft in kleinen und kleinsten Splittern bestehenden Beweisstücke, die vielfach durch mühsame Kleinarbeit erst „gefaßt" werden müssen, ehe sie verwendbar sind, und die Tatsache, daß sie in den Versionen und Superversionen in den verschiedensten Sprachen vorliegen, erforderte eine ungemein liebevolle Hingabe und eine minutiöse textkritische Arbeitsmethode, die nur durch langes Mühen und Forschen erworben werden konnte. Das Ziel, das sich der Verf. gesetzt hat, ist zu zeigen, an welchem Punkte heute die D.-Forschung steht, eine Orientierung im Gesamtumkreis des Arbeitsgebietes zu ermöglichen und die Einzelprobleme und den gegenwärtigen Stand ihrer Untersuchung darzustellen, um jenen als Führer und Helfer zu dienen, die Mitarbeiter an dieser dornenvollen, aber gewiß auch der Mühe lohnenden Forschungsarbeit sein wollen.

Nach dem I. einleitenden Kapitel über Evangelienharmonien und Evangeliensynopsen, überTheophilus, Tatian und Ammonius behandelt der Verf. in den Abschnitten II—XIII den Befund der orientalischen, in den Abschnitten XIV—XXII der abendländischen Quellen, um in einem Schlußkapitel XXIII über die Originalsprache, die Quellen und den Aufbau der Harmonie, die Überlieferungsgeschichte ihres Textes und die Persönlichkeit des Verf.s die gewonnenen Resultate zusammenzufassen. P. geht von dem arabischen D. aus, das eine Übersetzung einer syrischen, durch Annäherung an die syrische Kirchenbibel veränderten, aber immerhin den materiellen Bestand ziemlich gut bewahrenden Harmonie ist; daraus ergeben sich bestimmte Grundsätze für die Bewertung dieses Textes, die in analoger Weise auch für die anderssprachigen Quellen angewendet werden müssen, deren Angaben im allgemeinen — Ausnahmen sind auch zu konstatieren — für die Rekonstruktion der Urform „entwertet" sind, wenn sie den Text des kurrenten Evangelientextes bieten. Für den ursprünglichen Wortlaut gewinnt man eine festere Grundlage in der Berücksichtigung der altsyrischen Evangelien, wobei auch das Problem der Pešitta und der Zitate der syrischen Literatur einzubeziehen sind; ferner sind von Bedeutung die in jüngster Zeit besonders von Baumstark in den Bereich der Forschung einbezogenen arabischen Evangelienübersetzungen sowie liturgische Texte. Verwickelte Fragen stellt der armenische sowie der georgische Evangelientext, die in ihren ältesten Formen auf eine syrische und damit diatessaronnahe Grundlage zurückgeführt werden müssen. D.-Lesarten haben sich schon in den noch nicht genügend untersuchten harklensischen Perikopen der syrischen Kirche und sogar in einigen türkischen Lektionstexten nachweisen lassen. Einem weiteren, von Zahn und anderen besonders gewerteten Zeugen des D., dem nur armenisch erhaltenen Kommentar Aphrems zum D., glaubt P. aus verschiedenen näher dargelegten Gründen nicht mehr diese Bedeutung beimessen zu dürfen; er rechnet mit Conybeare ernstlich mit der Möglichkeit, daß diesen Zitaten eine altarmenische Form des Evangelientextes und nicht eine direkte Übersetzung aus dem syrischen D. zugrunde liegt; die gleiche Vorsicht für die Benutzung erfordern auch die Evangelienzitate der anderen armenischen Übersetzungen der Aphrem zugeschriebenen Schriften. In der Beurteilung des jüngst aufgefundenen griechischen D.-Fragments von Dura-Europus schließt sich P. der Meinung von Plooij und Baumstark an, wonach das Fragment einer Übersetzung aus syrischer Vorlage angehöre, wie auch der griechische Text des Cod. Cantabrigiensis nicht original-griechischer Überlieferung zuzuschreiben sei, sondern dem gleichen Kreise sprachlich griechischer, aber auf syrischer Vorlage beruhender D.-Überlieferung. Hinsichtlich des syrisch-palästinensischen Evangelientextes haben eigene Untersuchungen den Verf. zu der sicheren Erkenntnis geführt, daß dieser in irgendeiner, gar nicht einmal so fernen Beziehung zum D. stehe. Auf die Bedeutung der jüngsten Funde manichäischer Urkunden für die D.-Forschung hatte bereits Baumstark hingewiesen und auch P. möchte annehmen, daß die Gestalt des Evangeliums, die Mani kannte, eben das D. war.

Die Untersuchung der abendländischen Quellen wird durch eine Betrachtung der lateinischen Harmonietexte und ihrer altlateinischen Grundlagen eingeleitet mit dem Ergebnis, daß der fälschlich sogenannte Westerntext wesentlich auf ein lateinisches D. zurückgeht, das in den altlateinischen Evangelien, aber auch in den Harmonien in mittelniederländischem, althochdeutschem, ober- und niederdeutschem und mittelenglischem Sprachgewande verschieden starke Spuren hinterlassen habe; letztere Quellen, die von Plooij und Baumstark in der Forschung eingeführt wurden, wird besondere Bedeutung beigemessen; daneben treten gewisse auffällige Lesarten in liturgischen Texten und Väterzitaten. Schon hieraus ergeben sich Wahrscheinlichkeitsgründe dafür, daß dieses altlateinische D. eine in unmittelbarem zeitlichen Anschluß stehende Übertragung des syrischen D. gewesen sei, wie aus einer Anzahl von Beispielen hervorgehe. Ein weiterer mittelbarer Zeuge dieses altlateinischen Textes liege auch in der arabischen Evangelienübersetzung des Isaak Velasquez aus Cordoba vor.

Im Schlußkapitel faßt P. noch einmal die wichtigsten Ergebnisse zusammen: Die Ursprache des D. ist das Syrische; aus diesem sind die griechische und die altlateinische Übertragung geflossen; diese Harmonien haben die

Gestaltung der Vierevangelientexte dieser Sprachen verschieden stark beeinflußt, während diese im Laufe der Entwicklung auch ihrerseits auf die vorhandenen D.-Texte eingewirkt haben. Als Quelle, vielleicht sogar als Leittext des D. hat Tatian noch das Nazaräerevangelium benutzt, aus dem sich so manche apokryphe Zusätze in der Überlieferung erhalten haben; es war also wirklich ein Diapente, wie nunmehr der Ausdruck in der Vorrede des Cod. Fuldensis richtig gedeutet werden müsse. Als dringende Aufgabe ergeben sich demnach neben einer weiteren Untersuchung der verschiedenen Zeugen die Erforschung des harmonistischen Gefüges und der stilistischen Formung des syrischen Originals, Aufgaben, die allerdings eine minutiöse Kleinarbeit und gewissenhafteste Anwendung der durch die bisherige Forschung ausgearbeiteten Methode voraussetzen. Der Verf. hat in dem vorliegenden Werke nicht nur die Zusammenfassung der bisher gewonnenen Resultate geboten, sondern auch gezeigt, wie das Problem weiter gefördert werden muß. Obwohl er die großen Schwierigkeiten und das Hypothetische mancher Resultate durchaus nicht übersieht, hat er doch mit einem aufmunternden Optimismus das ganze weite Gebiet zu klären versucht, wofür ihm alle, denen diese Fragen am Herzen liegen, dankbar sein müssen.

Semitistik, Islamistik.

Olinder, Gunnar: **The Letters of Jacob of Sarug.** Comments on an Edition. I. Lund: C. W. K. Gleerup; Leipzig: O. Harrassowitz [1939]. (140 + 20* S.) gr. 8° = Lunds Universitets Årsskrift N. F. Avd. 1. Bd 34, Nr. 8. Bespr. von R. Abramowski, Lyck.

Der Monophysit Jakob von Sarug († 521) gilt in der syrischen Literaturgeschichte wesentlich als Dichter und steht so als „Flöte des Geistes" seinem nestorianischen Zeitgenossen Narses († etwa 507), der „Harfe des Geistes" gegenüber. Desto bedeutsamer ist nun, daß der schwedische Orientalist Olinder im Auftrage des Konzils des *Corpus script. christ. or.* eine Edition der von Jakob erhaltenen 43 Briefe vorgelegt hat (CSCO syr II, 45 — Paris 1937), nachdem Gedichte und Predigten Jakobs schon lange vorher veröffentlicht waren. Denn damit gewinnen wir einen Einblick in die monophysitische Bewegung, ehe sie durch Severus von Antiochien und Jakob Bardäus im 6. Jahrhundert ihre feste Kirchenform gewann.

Die mancherlei Nöte, mit denen der Benutzer der CSCO zu schaffen hat, sind bekannt; Olinder hat seiner Edition glücklicherweise wenigstens ein Verzeichnis der Eigennamen beigefügt. Darum ist es aber besonders dankenswert, daß der Editor in gut schwedischer Gründlichkeit der Ausgabe eine Einleitung samt Glossen zum Text hat folgen lassen. Er gibt zunächst (S. 7—19) Rechenschaft über die Entstehung der Ausgabe aus zwei Haupt- und einer Menge von Nebenhandschriften. Die älteren Angaben Wrights erfahren dadurch eine Korrektur; gleichzeitig kann O. melden, daß er mit Hilfe moderner Forschungstechnik eine Reihe unleserlicher Partien hat deuten können. Sodann bringt er (S. 20—136) kurze Einführungen zu den einzelnen Briefen, in denen auch Bibelstellen identifiziert, schwierige Ausdrücke gedeutet und der kritische Apparat erörtert werden. Der dritte Teil (S. 136ff. und 1*—20*) enthält im syrischen Wortlaut einen Brief, den Assemani unserm Verf. zu Unrecht zuschreibt. Es handelt sich hier um eine der üblichen Polemiken gegen den Nestorianismus, die mit vielen Bibelstellen geführt wird. Ihre Hauptargumente sind mit Recht soteriologisch, den Abschluß bilden Anathematismen und eine Art Symbol. Falls aus der Darlegung auf S. 8* geschlossen werden darf, daß der Brief schon in der montheletischen Debatte steht, so wäre damit der beste Indizienbeweis gegen die Echtheit geführt (Vgl. aber Brief 6 S. 30, *18*!). Ein Blick in die echten Briefe genügt jedoch zu der Feststellung, daß weder der Stil noch die Terminologie so kennzeichnend sind, daß daraus Schlüsse gezogen werden dürfen.

Bei der Beurteilung des umfangreichen Glossenapparates kann Rez. sich freilich nur auf Stichproben beschränken. So fiel auf, daß Ed. nur gelegentlich auf die Zitationszeichen der Hs. hinweist, sie aber nicht konsequent anführt. Daß die ἔνδοξος οὐσία (30, *9*) den Vater meint, ist vielleicht sachlich, schwerlich aber terminologisch richtig. Zu 60, *4* fehlt irgendein Wort darüber, wie Eutyches in diese ganz persönliche Darstellung des Briefschreibers hineingerät. Zu 62, *19* l. 449 statt 489. 247, *2* u. ö. wird Zacharias Rhetor nach Mai statt nach der letzten Ausgabe in CSCO zitiert. Im Ganzen erscheint fraglich, ob die Fülle der Glossen nicht besser im Apparat der kommenden Übersetzung ihren Platz gefunden hätte, als in der Ausführlichkeit dieser Sonderausgabe.

Der Verf. verspricht noch einen zweiten Teil; er soll enthalten notes on the life of the author, his theological opinions, his contemporaries and the historical events of his time dealt with in his letters, and some observations concerning his numerous quotations from the Bible. Eine erste Lektüre der Briefe erweckt lebhaftes Verlangen nach dem Zustandekommen dieses Planes. Und wenn Olinder in seinen Glossen immer wieder die Abweichung der Bibelzitate vom Peschittatext konstatieren muß, so darf man dem Ertrag seiner Forschung mit Spannung entgegensehen.

Grimme, Prof. Dr. Hubert: Altsinaitische Forschungen. Epigraphisches u. Historisches. Paderborn: Schöningh 1937. (VIII, 170 S. u. 18 Tafeln) Gr.-8° = Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums XX, 3. RM 14.—. Bespr. von H. Jensen, Kiel.

Eine Reihe von Umständen haben die Besprechung dieses Buches immer wieder hinausgezögert. Der Rezensent bedauert das aufrichtig, ist jedoch der Ansicht, daß die Besprechung auch jetzt noch nicht zu spät erfolgt, da, wenigstens an ihm bekannt gewordener Literatur über die in dem Buch behandelten Probleme in den letzten Jahren kaum etwas erschienen ist, das einen ernstgemeinten Hinweis auf diese letzte größere einschlägige Veröffentlichung Grimmes überflüssig machen könnte.

Seitdem der Verf. 1929 seine „Altsinaitischen Buchstabeninschriften" veröffentlichte, ist sowohl das Inschriftenmaterial durch neue Funde bereichert worden als auch die Literatur über den ganzen Fragenkomplex gewaltig angewachsen, vor allem durch die Arbeit amerikanischer Forscher, aber auch durch den Verf. selber. Leider hat sich eine Einigung in bezug auf Lesung und Deutung der Inschriften sowie das Verhältnis der Sinaischrift zur altsemitischen seitens der verschiedenen Forscher bisher immer noch nicht erzielen lassen. Es fällt aus dem Rahmen dieser Besprechung, die ganzen Kontroversen hier aufzurollen; ich habe in meinem Buche „Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart" eine kurze Übersicht darüber (bis zum Jahre 1935) zu geben versucht, und auch Grimme geht im 1. Kapitel des vorliegenden Buches auf sie ein. Er selber bleibt auch in dieser Publikation seinem vor allem in seinem Büchlein „Die Lösung des Sinaischriftproblems" (1926) verfochtenen Standpunkte treu, gegenüber der minäo-sabäischen Schrift vielmehr die altthamudische als die der altsinaitischen nächststehende und vielleicht durch Vermittlung einer sog. „midianitischen Schrift" auch aus ihr hervorgegangene Schrift anzusehen — m. E. mit Recht; der Einwand, daß die min.-sab. Schriftdenkmäler weit älter sind als die thamudischen ist nicht so schwerwiegend, da es mehr auf die Altertümlichkeit des Schrifttypus ankommt — und diese zeigt sich fraglos bei der tham. Schrift — als auf das Alter der in einer Schrift überlieferten Denkmäler.

Mehr im Mittelpunkt der allgemeinen Diskussion gestanden hat freilich seit der berühmten Veröffentlichung Gardiners aus dem Jahre 1916 (deutsch in ZDMG 1923) das Problem des Zusammenhanges der Sinaischrift mit der altnordsemitischen Schrift. Es muß betont werden, daß Grimme in diesem Punkte in seinen verschiedenen Publikationen einer ursprünglich behaupteten engen Abhängigkeit gegenüber zunehmend skeptischer geworden ist und zweifellos mit Recht. Zwar leugnet er nicht etwa den Zusammenhang der von ihm nunmehr nach den angeblichen Erfindern als „Hyksos-Schrift" bezeichneten Schrift der altsinaitischen Denkmäler mit dem altnordsemitischen Alphabet; doch rechnet er (S. 113) mit einer Beeinflussung durch die syllabischen Schriftsysteme Kretas und Kyperns — nach Ansicht des Rez. könnte man das Verhältnis vielleicht sogar umkehren und eine nach kretischen u. a. Vorbildern geschaffene Schrift durch die Sinaischrift beeinflußt sein lassen. Grimme gibt zu, daß es „noch nicht möglich ist, die Entwicklung, welche die Hyksosschrift schließlich zur phönizischen Schrift werden ließ, in ihren Einzelheiten genau zu übersehen. Immerhin haben die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte in Palästina eine Reihe von Schriftdenkmälern ans Licht befördert, die uns wichtige Zwischenstufen dieses Werdeganges erkennen lassen." Gr. meint mit diesen im VIII. Kapitel des vorliegenden Buches behandelten Funden die Gezer-Scherbe, das Ostrakon von Beth Schemesch, die Lakisch-Inschriften und die Grabinschrift von Byblos (alle etwa zwischen dem 16. und Mitte des 13. Jahrh.). Mit mehreren derselben hat sich Gr. bereits früher (Arch. f. Orientforschung 1935, 267f.; Muséon 49, 85f.) befaßt; seine Lesungen und Deutungen tragen indessen noch so viel des Problematischen an sich, daß sie m. E. noch nicht ohne weiteres als tragfähig für darauf gegründete Folgerungen erscheinen können. So werden wir die Frage des Verhältnisses der Sinaischrift zur nordsemitischen noch weiterhin als ungelöst ansehen müssen.

Einen wesentlichen Teil des Buches bildet Kap. II, in dem die von der amerikanischen Sinai-Expedition 1930 neuentdeckten Inschriften, 18 an der Zahl, eingehend besprochen werden, nachdem Gr. bereits in der ZDMG NF. XII kurz über sie gehandelt hat. Da auch diese, wie alle altsinaitischen Denkmäler, nur in stark verstümmeltem Zustande erhalten sind, können die Lesungen und Übersetzungen auch hier in vielen Fällen nur mit Vorbehalt auf Anerkennung Anspruch erheben. In einem weiteren Kapitel werden Nachträge und Verbesserungen gegeben zu den bereits mehrfach (zuletzt und am eingehendsten in: Die altsinaitischen Buchstaben-Inschriften, 1929) von Gr. behandelten Inschriften (Nr. 345—359), wobei eine ganze Anzahl nicht unerheblicher Änderungen zum Vorschein kommt. Diese

Tatsache gibt zu zweierlei Bemerkungen Anlaß: 1. da die Lesungen und Deutungen der Inschriften nicht nur bei den verschiedenen Forschern stark differieren, sondern sogar bei einem und demselben Interpreten sich von Publikation zu Publikation ändern, so kann man nicht umhin, auch das Verständnis der Inschriften selbst als noch mit einem starken Unsicherheitsfaktor behaftet zu bezeichnen; 2. wenn Gr. selber kein Bedenken trägt, seine bisherigen Ergebnisse ständig durchzuprüfen und auch vor bisweilen radikalen Korrekturen nicht zurückschreckt, statt starr an dem einmal Gefundenen festzuhalten, so beweist das sowohl die Elastizität seines Geistes wie auch die Aufrichtigkeit seiner Forschernatur, wie er denn auch selbst gesteht (S. 65): „ich halte es für meine Pflicht, selbst das Geringste, was sich mir in meiner Erklärung der früher behandelten Inschriften als unhaltbar oder ergänzungsbedürftig herausgestellt hat, selber zu verbessern . . .“

Im IX. Kap. versucht Gr., aus dem Inhalt der Inschriften die Welt der „Sinai-Semiten“ (= Hyksos), ihre sozialen, religiösen, kultischen Besonderheiten zu erschließen und mit denjenigen der Israeliten zu vergleichen; er kommt dabei zu der Folgerung, „daß die Sinai-Semiten Volksgenossen der Israeliten aus der Zeit kurz vor deren Auszug aus Ägypten gewesen seien“. Ja Gr. geht noch weiter: indem er in der vieldiskutierten Inschrift Nr. 349 im Gegensatz zu der in seinen Altsin. Buchstaben-Inschr. gebotenen Lesung und Übersetzung neuerdings ein מִיָּם entdeckt und dieses mit „aus dem Nil (hast du mich gegriffen)“ übersetzt, kehrt er zu der 1923 in den „Althebräischen Inschriften vom Sinai“ gegebenen und viel angefochtenen Interpretation zurück (dort las er freilich מִן יְאֹר) und deutet die Stelle, wenn auch in vorsichtiger Ausdrucksweise, auf Moses, dessen Name (Ḥatšepsumōš[æ] bzw. Mōš[æ]) auch in der neuen Inschrift Nr. 373 wiederkehren soll. Ob rein chronologisch die Möglichkeit besteht, Moses mit der ägyptischen Herrscherin Ḥatšepśut zusammenzubringen, mögen Historiker entscheiden! Der Rez. muß gestehen, daß er sich angesichts der so überaus unsicheren epigraphischen Grundlage von der Richtigkeit der gegebenen Deutung nicht ohne weiteres überzeugen kann und den Abschnitt S. 140—146 aus dem Buche gern missen würde.

In einem Nachtrag werden noch ein paar 1935 am Sinai entdeckte Inschriften sowie zwei weitere aus Lakisch stammende kurz besprochen.

Alles in allem: daß trotz dem Umstande, daß die Grimme'schen Publikationen einschließlich der vorliegenden viel des Unsicheren, auf schwankender Grundlage Aufgebauten enthalten, was zur Hauptsache an dem überaus traurigen Erhaltungszustand der Inschriften liegt, in bezug auf die Identifizierung der Sinai-Schriftzeichen selber bereits eine weitgehende Einigkeit unter den Forschern herrscht, ist zu einem erheblichen Teile den Grimmeschen Forschungen zu verdanken; und daß überhaupt die Diskussion auch in bezug auf die so schwierige Lesung und Deutung der Inschriften sowie auf das Problem der Stellung der Sinai-Schrift zu den altsemitischen Schriftarten in so lebhaftem Flusse geblieben ist, ist ebenfalls in gewissem Maße das Verdienst der Grimmeschen Publikationen, von denen die vorliegende vom Verf. selber als ein gewisser Abschluß bezeichnet wird. Die Forschung ist ihm auch für dieses anregende Buch dankbar.

Thilo, Martin: Fünftausend Sprichwörter aus Palästina. Aus dem Arabischen übers. Berlin 1937, zu beziehen durch W. de Gruyter & Co. (XII, 431 S.) 4^0 = Mitteil. d. Ausland-Hochschule an d. Univ. Berlin, Beiband z. Jhrg. XL. RM 10 —. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

Dies Buch beruht auf einer Sammlung von arabischen Sprichwörtern, die der Palästinenser Pastor Sa'īd 'Abbūd in jahrelanger Arbeit zusammengebracht hat. Daher lautet ein zweiter Titel (auf S. IX): „Ein Buch erwünschter Gabe vulgärarabischer Sprichwörter und Sinnsprüche gesammelt und beim Druck beaufsichtigt von Pastor Sa'īd 'Abbūd Ašqar. Jerusalem 1933. Druckerei des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem 1933.“ Der Druck dieser Sammlung, der im Syrischen Waisenhause vorzüglich ausgeführt wurde, erschien in Berlin mit dem arabischen Titel, wie er von Thilo übersetzt ist, und mit folgendem deutschen Titel: „5000 arabische Sprichwörter aus Palästina. Arabischer Text in der Volkssprache in vokalisierter arabischer Schrift aufgenommen, mit schriftarabischen Erklärungen versehen und im Zusammenwirken mit Pfarrer Lic. Dr. M. Thilo und Prof. Dr. G. Kampffmeyer herausgegeben von Pastor Sa'īd 'Abbūd in Bethlehem. Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen an der Universität Berlin. Beiband zum Jahrgang XXXVI. Berlin 1933. In Kommission bei Walter de Gruyter u. Co.“ Das Vorwort zu dieser Ausgabe wurde von dem verstorbenen gründlichen Kenner des Neuarabischen G. Kampffmeyer verfaßt; derselbe veröffentlichte in den Mitt. d. Sem. f. Orient. Sprachen als Beiband zum Jahrg. XXXVIII ein äußerst willkommenes und brauchbares „Glossar zu den 5000 arabischen

Sprichwörtern aus Palästina, Berlin 1936." Soweit das Bibliographische zu diesem umfassenden Werke.

Sprichwörter sind besonders bei den Völkern des vorderen Orients sehr beliebt und charakteristisch für sie; das ist oft genug ausgesprochen und in der Einleitung zu meiner kleinen Schrift „Morgenländische Spruchweisheit (Leipzig 1937)" kurz ausgeführt. Besonders den arabischen Sprichwörtern ist in alter und neuer Zeit viel Beachtung geschenkt. Die Sammlung ʿAbbūd-Thilo ist von den neueren Sammlungen, soweit sie bisher erschienen sind, die umfangreichste. Vielleicht werden zwei andere Sammlungen noch mehr Material enthalten. Von der einen liegt mir der erste Band vor: „Proverbia Arabica e libris et populi sermone conlegit, in linguam Hebraicam transtulit, commentario instruxit Isaac Benjamin S. E. Yahuda. Pars prima, A-H. Hierosolymis anno 1932." Dieser Teil enthält 1313 arabische Sprichwörter in hebräischer Umschrift, angeordnet nach den Anfangsbuchstaben der Übersetzungen in der Reihenfolge des hebräischen Alphabets. Da nur die ersten fünf Buchstaben berücksichtigt sind, könnte das ganze Werk etwa 6000 Nummern enthalten; doch darüber ist mir nichts bekannt. Über eine in Kairo im Erscheinen begriffene Sammlung teilte mir Herr K. Munzel das Folgende mit: Im Ahrâm (d. i. eine Kairoer Zeitung) vom 9. Sept. 1939 findet sich die kurze Beschreibung eines neu erschienenen Buches über arabische Sprichwörter im ägyptischen Dialekt. Der Titel ist *Ḥadā'iq al-'amṯāl al-ʿāmma*, Verfasserin: Fā'iqa Ḥusain Rāgib (Ḥaram Rafīq Fatḥī Bey). Der erste Band ist erschienen, umfaßt alle Sprichwörter, die mit 'alif beginnen, und zwar 1320 (einschl. Redensarten) und besteht aus 300 Seiten.

Saʿīd ʿAbbūd und M. Thilo haben, in Zusammenarbeit mit G. Kampffmeyer, große Mühe aufgewandt, um ihr Material, das für die Kenntnis der Volkskunde bei Christen und Muslimen in Palästina sehr wichtig und lehrreich ist, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. S. ʿAbbūd, der im Syrischen Waisenhause erzogen wurde, ist ein gründlicher Kenner der deutschen Sprache; M. Thilo hat sich während seines zweijährigen Aufenthalts in Bethlehem mit dem Arabischen gut vertraut gemacht. So konnten sich beide in vortrefflicher Weise ergänzen. Thilo beschreibt in seinem Vorwort, wie die Sammlung zustande gekommen ist und welche Grundsätze er bei seiner Übertragung befolgt hat. Es war ihm um eine möglichst wörtliche Übersetzung zu tun, in der aber stilistische Härten vermieden werden sollten. Er bedauert (S. VI), „daß in der Übersetzung kein Reim und keine Klangbindung, wodurch sich viele arabische Sprichwörter auszeichnen, in die Erscheinung treten konnte." In meiner kleinen Sammlung von Kairoer Sprichwörtern habe ich versucht, durch Wiedergabe der Reime und durch sinngemäße Übersetzungen die arabischen Texte dem deutschen Leser anschaulicher und verständlicher zu machen; so in der Schrift „Morgenländische Spruchweisheit". Dann mußte ich jedoch diese Übertragungen durch Vorlage der Originaltexte mit wortgetreuen Übersetzungen rechtfertigen; so in der Schrift „Kairiner Sprichwörter und Rätsel (Leipzig 1937)". Ein solches Verfahren war bei einer Sammlung von über 5000 Sprichwörtern nicht möglich; es sind im ganzen 5330, von denen allerdings eine Anzahl aus Syrien und dem Libanon stammt, so daß die Bezeichnung „5000 Sprichwörter aus Palästina" doch im wesentlichen den Tatsachen entspricht. Allerdings würde ich an einigen Stellen eine sinngemäße Übersetzung der wortwörtlichen vorziehen, wie weiter unten in den Bemerkungen hie und da angegeben ist.

In einer so großen Zahl von Sprichwörtern kommen natürlich fast alle Seiten des volkstümlichen Lebens, Denkens und Fühlens zum Ausdruck. Die Erklärungen von ʿAbbūd, die Thilo, soweit ich verglichen habe, stets richtig übersetzt und gelegentlich durch eigene Zusätze ergänzt hat, dienen zum wirklichen Verständnis der Anspielungen und bildlichen Redeweisen und sind meist unentbehrlich. In einzelnen Fällen, in denen die Sprichwörter dem Abendländer nicht ohne weiteres verständlich, aber hier ohne Erklärung gelassen sind, hätte man gern noch ein paar verdeutlichende Worte gesehen. ʿAbbūd wird in fast allen Fällen die richtige Deutung gegeben haben. Aber Sprichwörter sind oft sehr schwer zu erklären und lassen verschiedene Auslegungen zu, wie auch verschiedentlich angegeben ist. Als ich mit meinem Kairoer Gewährsmann Sprichwörter durchsprach, war er sich nicht immer über ihre Bedeutung und Anwendung ganz sicher, und ich konnte ihm zuweilen Auslegungen vorschlagen, die ich für wahrscheinlicher hielt. So mögen auch einige wenige von ʿAbbūds Deutungen nicht den ursprünglichen Sinn treffen; aber in allen Fällen sehen wir, wie ein Einheimischer, dessen Muttersprache Arabisch ist, die Sprichwörter und Redewendungen auffaßt. Häufig werden als Erklärungen des Ursprungs oder der Anwendung der Redeweisen hübsche Anekdoten mitgeteilt. Unter diesen interessieren uns besonders solche, die sich auf die Gegenwart beziehen; in ihnen kommt die Abneigung gegen die englische Mandatsregierung und gegen die jüdischen Einwanderer unverblümt zum Aus-

druck. Eine Anzahl von Sprüchen bezieht sich auf die einzelnen Monate des Jahres; aus ihnen könnte man leicht für das ganze Jahr (mit Ausnahme von Januar, Juni und November) einen „Bauernkalender" zusammenstellen wie den „koptisch-arabischen Bauernkalender", den ich in Kairo aufgezeichnet und in der Gedenkschrift für A. von Bulmerincq (Riga 1938) veröffentlicht habe.

Die Sprichwörter sind im arabischen Original nach ihren Anfangsbuchstaben in der Reihenfolge des arabischen Alphabets angeordnet. Somit liegt keine Anordnung nach sachlichen Gesichtspunkten vor. Einige Male stehen sachlich zusammengehörige Sprichwörter beieinander, wenn sie mit demselben Worte beginnen; in anderen Fällen sind Sprichwörter mit gleicher oder ähnlicher Bedeutung getrennt, wenn sie mit verschiedenen Wörtern anfangen. Diesem unvermeidlichen Übelstande hat Thilo in gründlicher und sehr verdienstvoller Weise abgeholfen. Auf S. 278/279 gibt er ein vollständiges Verzeichnis der „Parallelstellen", von denen manche auch Dubletten genannt werden könnten. Auf S. 280—301 bietet er „Sacherklärungen" zu manchen der in den Sprichwörtern vorkommenden Wörtern; hierbei konnte er eigene Beobachtungen und Mitteilungen von ʿAbbūd sowie Dalmans großes Werk „Arbeit und Sitte in Palästina" benutzen. Dann folgt auf S. 302—19 ein „Inhaltsregister", d. h. ein alphabetisches Verzeichnis der Dinge und Begriffe, Menschen, Tiere, Geschehnisse usw., die in den Sprichwörtern vorkommen; dadurch kann das Zusammengehörige rasch gefunden werden. S. 320—429 enthalten eine „Wortkonkordanz", die es ermöglicht, jedes Sprichwort nach seinem Stichworte sogleich wiederzufinden, und die von unschätzbarem Werte ist nicht nur für die Bearbeitung arabischer Sprichwörter, sondern auch für die vergleichende Sprichwörterforschung überhaupt. Die Wissenschaft ist dem Verf. außerordentlich dankbar für diese ebenso entsagungsvolle wie nützliche Arbeit.

Einige Bemerkungen zu den Teilen des Buches, die ich näher angesehen habe, mögen hier Platz finden.

S. 1, Nr. 10: Thilo übersetzt „Schicke den Weisen und mache ihm keine Vorschriften". Im Arab. steht *ḥakīm*; dies kann auch „Arzt" bedeuten und ist sogar in Syrien, Palästina und Ägypten das gewöhnliche Wort für „Arzt". — S. 2, Nr. 21: Es ist auffällig, daß hier der Sohn der Schwester als der Feind des Mutterbruders bezeichnet wird. Bei Arabern und Abessiniern findet sich sonst die Anschauung, daß der Sohn dem Mutterbruder ähnlich ist, und im Tigrē gibt es ein Sprichwort „Der Mutterbruder hat Kinder, ohne sie zu zeugen"; diese Anschauung scheint mit ursprünglichem Matriarchat zusammenzuhängen. Über „Mutterbruder und Vaterbruder" finden sich S. 294 noch einige Angaben. Wenn, wie dort mitgeteilt wird, einer Witwe nach dem Tode ihres Mannes die Kinder von dem Bruder ihres Mannes fortgenommen wurden, so mag darin unbewußt die Idee der Leviratsehe nachwirken. — S. 3, Nr. 23 (b): Ich glaube, daß dies Sprichwort nicht als Frage, sondern als Aussage zu übersetzen ist, namentlich auch im Hinblick auf (c) und (d), also: „Ich liebe dich, mein Armband, aber nicht wie meinen Unterarm"; vgl. auch meine Arabic Proverbs, Nr. 3. — S. 9, Nr. 130 heißt „Rache nehmen ist nicht tadelnswert [keine Schande]". Dies erinnert daran, wie im Alten Testament, dann auch in den Ṣafā-Inschriften, in der arabischen und ganz besonders in der Tigrē-Poesie die Rache eine hervorragende Rolle spielt. Das Trachten nach Rache ist eine charakteristische Eigenschaft dieser Völker; es ist allerdings auch bei anderen Völkern nicht unbekannt. — S. 10, Nr. 145 heißt: „Tritt auf das Brot, und wir essen es". Dazu wird bemerkt, „Unterwürfigkeit und Ehrerbietung". Vielleicht ist der Hauptgedanke doch die Heiligkeit des Brotes, so daß der Sinn wäre: „Wenn du auch auf das Brot trittst, so essen wir es doch". Das Brot ist bei den Arabern heilig wie bei vielen anderen Völkern; in Ägypten heißt es ja *ʿēš*, eigentlich „Leben". — S. 11, Nr. 171: Im Kommentar wird gesagt: „'Du mögest mich begraben' ist ein Wort des Beweises der Liebe". Aus Beirut ist mir die liebevolle Anrede bekannt *yā 'abbârī* „o mein Begraber", d. h. „o der du nach mir leben mögest". — S. 12, Nr. 210: Hier wird *'abraṣ* durch „Albino" übersetzt und gesagt, daß Albinos schlecht sehen. Letzteres ist in der Tat richtig; aber *'abraṣ* bedeutet im Arabischen sonst immer „aussätzig", und über das Vorkommen von Albinos bei den Arabern ist selten etwas berichtet worden. — S. 15, Nr. 252 heißt „Der Name ist Amber, das Handwerk Flickschuster". Die Variante „Sein Name ist ʿAmbar, und sein Beruf ist Abortsreiniger" (meine Kairiner Sprichwörter, Nr. 318; Morgenl. Spruchw., S. 28) ist wohl ursprünglicher. — S. 15, Nr. 266: Die Übersetzung des Kommentars von ʿAbbūd hätte hier wörtlicher sein können; d. h. „Dies Sprichwort wurde viel in der Kriegszeit von der Speise der Soldaten gebraucht, die viel Wasser enthielt, während die eigentliche Speise (wie Linsen oder dgl.) sehr wenig war." Dadurch wird das Sprichwort „Zieh dich aus und schwimme" besser verständlich. — S. 19, Nr. 347 ist recht bezeichnend für den Glauben der Muslime, daß ein christlicher Araber nie so gut arabisch sprechen könne wie ein Muslim. — Ebd., Nr. 356 wird zu wörtlich übersetzt „Besser als das Betteln ist das Reiten der Schrecklichkeiten". Im Arab. bedeutet *rukūb* nicht nur „reiten", sondern auch „in Gefahr geraten". — S. 20, Nr. 369: „Schaue mich an und meine Geckenhaftigkeit, heute habe ich ein Chamäleon getötet." Im Arab. bedeutet *ġandara* zwar „Geckenhaftigkeit, Stutzertum"; aber niemand wird von sich selber sagen, daß er ein Geck oder ein Stutzer sei. Daher ist das Wort hier in seiner anderen Bedeutung zu nehmen als „Forschheit, forsches Handeln". — S. 23, Nr. 424 und S. 288: Das arab. *zalġūṭa* ist besser durch „Freudenruf" als durch „Hochzeitsschrei" zu übersetzen; über diese Rufe und Lieder vgl. u. a. meine Neuarabische Volkspoesie, S. 87. — S. 24, Nr. 451: Statt „Gott widerstehe dem" deutlicher und wörtlicher „Gott sei gegen den". — S. 25, Nr. 459: Statt „Gott läßt" eher „Gott verläßt". — S. 29, Nr. 542 ist wiederum recht bezeichnend. Als nach der Besatzung das amerikanische Komitee kam, um die Bevölkerung Palästinas zu fragen, welche

fremde Mandatsmacht sie haben wollte, wurde gesagt: „Wer meine Mutter heiratet, ist mein Stiefvater". — S. 31, Nr. 579: Statt „einschätzt" verständlicher „hoch einschätzt". — S. 33, Nr. 621 ist zu mechanisch übersetzt „Wer eine Ohrfeige gibt, empfängt ihre Schwester". Deutsch ist „eine andere" und so ist auch in Nr. 1035 *'uḫthā* durch „die andere" übersetzt. — S. 45, Nr. 868 lautet: „Wenn er dich grüßt, zähle deine Finger". Deutlicher ist „Gib ihm die Hand zum Gruß und zähle deine Finger"; vgl. meine Kairiner Sprichw. Nr. 157; Morgenl. Spruchw., S. 15. — S. 46, Nr. 906: Die „Mutter der Läuse und Läuseeier" ist doch wohl ein etwas zu starker Arabismus für „die Frau mit Läusen und Nissen". — S. 50, Nr. 995: Ein ähnlicher Arabismus ist „Der Mensch ist ein Ort des Vergessens" für „Der Mensch neigt zur Vergeßlichkeit". Man sagt auch „Der Mensch (*insân*) ist benannt nach der Vergeßlichkeit (*nisyân*). — S. 269, Nr. 5170: „Du sitzest in der Front [Ehrenplatz] des Hauses" wäre besser nur „Du sitzest auf dem Ehrenplatze des Hauses". Arab. *ṣadr* kann zwar die Front bedeuten; aber im Hause ist *ṣadr* der erhöhte Platz an der Rückwand gegenüber dem Eingang. — S. 271, Nr. 5214 ist richtig übersetzt „Sie gingen weg (zerstreuten sich) wie die Sabäer". In Kampffmeyer's Glossar, S. 79, heißt es von *aidī sbā* (besser wäre *sabā*) „(sie zerstreuten sich) nach allen Richtungen. Bekannter, aber nicht verstandener Ausdruck". In dieser Redensart liegt wohl eine Erinnerung an den berühmten Dammbruch von Ma'rib; aber diese Erinnerung geht sicher auf literarische Quellen zurück. — S. 275, Nr. 5288: Hier wird *'aġhar* mit „Albino" übersetzt; mir ist das Wort nur in der Bedeutung „tagblind" bekannt, und diese paßt auch zu dem Sprichwort. Zum Albino vgl. oben zu S. 12, Nr. 210. — S. 277, Nr. 5330: Statt „Partner" ist besser zu lesen „Schuldner" (*ġarīm*). — S. 281 Statt *Abu Ṣawais* l. *Abu Ṣuwaiʾ*. — S. 287: Daß *Ǧiḥa* sonst wenig bekannt zu sein scheine, kann ich gerade nicht sagen. Ich habe viele Geschichten von ihm in Syrien und Ägypten (*Guḥa*) gehört, und kleine Volksbücher mit solchen Erzählungen werden in den Basaren verkauft; über ihn gibt es ja auch Arbeiten in europäischen Sprachen. Ferner wird hier gesagt: „*Abu Nawwās* war ein Hofnarr zur Zeit des *Harūn er-Raschīd*". Der geniale Dichter Abū Nuwās hätte es sich nicht träumen lassen, daß sein Name als der eines Hofnarren auf die Nachwelt kommen würde; er ist heutzutage als Spaßmacher und Eulenspiegel im vorderen Orient sehr bekannt, auch in Abessinien, und vielleicht hat er diesen Ruf durch sein zügelloses Leben selbst verschuldet. — Auf derselben Seite steht: „*Hālik* Nr. 4454, kommt im Koran (43, 77) als Höllenvogt vor." Dieser Höllenwächter heißt aber *Mālik*, und *Hālik* ist als Reimwort dazu gebildet. — S. 289: Der Kanopusstern ist nicht „α Argonis", sondern „α Argus"; auch in der Astronomie pflegt man griechische und lateinische Deklination bei diesem Namen zu unterscheiden. — Kichererbse ist *ḥummuṣ*, nicht *ḥumuṣ*. — S. 291 (u. S. 161, Nr. 3211): Zu den „Leihetagen" zwischen Februar und März, vgl. auch den Spruch 5 (zu Januar) in meinem kopt.-arab. Bauernkalender. — S. 299, Z. 13: Statt *ṣeb* l. *ṣaliba*.

Solcher Bemerkungen könnten wohl noch mehr gemacht werden zu den Teilen des Buches, die ich nicht genauer durchgearbeitet habe. Aber sie ändern nichts an dem Wert des Buches noch an dem Dank, den wir den Herren 'Abbūd, Thilo und Kampffmeyer für ihre mühevolle Arbeit schulden ebenso wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Ausland-Hochschule, die den Druck ermöglicht haben.

Thilo, Martin: **Was die Araber sagen.** Bonn: Ludwig Röhrscheid [1939]. (II, 96 S.) kl. 8°. RM 1.95. Bespr. von T. Khemiri, Hamburg.

„Was die Araber sagen" könnte als eine verkürzte Volksausgabe des obigen Werkes[1] betrachtet werden. Es sind 434 arabische Sprichwörter numeriert, nach Themen geordnet und ins Deutsche übertragen. Die Sammlung ist zwar in Palästina zusammengestellt, aber es kommen so viele klassische Sprichwörter und solche, die es parallel auch in anderen Dialekten gibt, vor, daß man sie als allgemeine arabische Sprichwörtersammlung bezeichnen kann. Die Ordnung nach Themen ist so durchgeführt, daß sie gleichzeitig als Kommentar dienen kann. Die 58 Seiten umfassende Einleitung gibt wieder, wie ein Deutscher die arabische Sprache erlebt, d. h. wie der Verf. von dem Zeitpunkt an, als er in einem arabischen Buch die Buchstaben für „Burgen, Fahnen und Schwerter" sah, dahin gelangt, unvokalisierte arabische Texte leicht zu lesen. Hier sind viele interessante persönliche Erfahrungen und manche praktische Winke gegeben für Leute, welche die Absicht haben, arabisch zu lernen.

Barois, Jean: **Mekka, die verbotene Stadt des Islam.** Bern u. Stuttgart: Verlag Hallwag 1939. (144 S., 8 Taf.) 8°. Angez. von R. Hartmann, Berlin.

Das Buch ist die anschauliche, ja teilweise spannende Schilderung des Haǧǧ, den der nichtmuslimische Verf. 1936 ausführte. Es hat keine wissenschaftliche Bedeutung, aber auch keine solchen Prätensionen. Allen arabischen und islamischen Dingen steht der Verf. offenbar sehr fremd gegenüber. Zeuge sind zahlreiche Mißverständnisse und Irrtümer, wovon einige Seltsamkeiten auf Rechnung der Übersetzung ins Deutsche kommen mögen. Als journalistischer Reisebericht hat das Buch Verdienste und vermag dem, der vom heutigen Arabien noch nichts gehört hat, eine gewisse Anschauung zu vermitteln, wobei ihn die Fehler um so weniger stören werden, als er sie nicht merkt. Den, der auch nur wenig vom Islam und von Arabien weiß, stören sie nicht zu sehr, weil die Versehen so elementar sind, daß sie ihn nicht täuschen können.

Hüber, Reinhard: **Es wetterleuchtet zwischen Nil und Tigris.** Berlin: Drei-Säulen-Verlag [1940]. (378 S. m. Abb.) 8°. Lw. RM 9.60. Bespr. von E. Klingmüller, Berlin.

Das Buch ist das Ergebnis einer im Auftrage des Deutschen Orientvereines durchgeführten Studienfahrt in die Länder zwischen Nil und

1) 1937 hat der Verfasser seine „Fünftausend Sprichwörter aus Palästina" herausgegeben in Übersetzung, mit arabischem Text (1933) von Pastor Sa'īd 'Abbūd aus Palästina, und einem Glossar (1936) von † Prof. G. Kampffmeyer.

Tigris. Der unmittelbare Eindruck dieser Reise ist in dem Buch noch deutlich zu spüren und verleiht dem Werk eine Frische und Aktualität, für die wir bei dem augenblicklichen Stand der Dinge im Orient besonders empfänglich sind. Dem Verf. kam ferner zustatten, daß er als Hauptschriftleiter der Orient-Nachrichten engsten Kontakt mit der Materie seit Jahren hatte.

Der Stoff ist in drei Hauptabschnitte gegliedert. Im ersten wird „der Vorstoß und die Herrschaft des Westens" behandelt; das heißt in erster Linie die Bedeutung dieses Raumes für England sowie das britische Bemühen, den Landweg nach Indien dauernd zu sichern. In diesem Zusammenhang werden auch die nahöstlichen Paktsysteme kurz geschildert. — Lag bei diesem Teil der Schwerpunkt beim Politischen, so hat im zweiten Hauptabschnitt, betitelt „Der Gegenstoß des Ostens", das Kulturelle das Übergewicht. Hierbei werden die großen Entwicklungslinien durch eigene beispielhafte Bemerkungen des Verf. gut illustriert. Alle grundlegenden Fragen, die durch die Europäisierung des Orients aufgeworfen wurden, werden berührt. Wenn dabei vielfach eine klare Stellungnahme ausblieb, so liegt dies wohl hauptsächlich daran, daß die Dinge noch zu sehr im Fluß sind, als daß man heute schon endgültige Werturteile fällen könnte. Hüber ist — gerade auch durch die Beigabe seiner Aufnahmen — bemüht, dem Leser einen Eindruck von den unausgeglichenen Gegensätzen zwischen Morgen- und Abendländischem zu vermitteln, wie sie sich gerade in den Städten vielfach finden.

Der dritte Hauptteil behandelt die Entwicklung der einzelnen Länder, wobei die Geschichte Ägyptens den weitesten Raum einnimmt. In diesem Abschnitt gibt der Verf. dann auch in längeren Ausführungen eigene Reiseeindrücke wieder. — Zu begrüßen ist, daß die Länder Südarabiens in einem eigenen Kapitel Berücksichtigung fanden.

Die interessante journalistische Darstellung der Entwicklung im Orient, zu deren Verständnis fünf sehr gute Karten sowie zahlreiche — meist vom Verf. selbst gemachte — Aufnahmen beitragen, wird dem Werk vornehmlich in weiteren Kreisen eine gute Aufnahme und Verständnis sichern.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Jäschke, Gotthard: **Die Form der Eheschließung nach türkischem Recht.** Ein Beitrag zum internationalen Privatrecht. Leipzig: Harrassowitz 1940. (66 S.) 8° = S.-A. aus: Die Welt des Islam. Bd. 22. RM 5 —. Bespr. von W. Wengler, Berlin.

Die Schrift Jäschkes ist ein für Wissenschaft und Praxis außerordentlich wertvoller Beitrag zu einem ebenso interessanten, wie für die meisten an derartigen Studien interessierten Juristen aus sprachlichen Gründen unzugänglichem Gebiet. Die Untersuchungen Jäschkes sind um so mehr zu schätzen, als allein schon die türkische Gesetzgebungstechnik vielfach doch recht rudimentär anmutet und als dabei oft auf die Innehaltung von äußerlichen Ordnungsvorschriften (etwa die Kleidung der Eheschließenden, vgl. S. 24) mehr Wert gelegt wird als auf die Regelung der ihrer Natur nach stets recht komplizierten internationalprivatrechtlichen Fragen.

Jäschke behandelt zunächst die Entwicklung des internen türkischen Rechts über die Form der Eheschließung seit dem 19. Jahrhundert. Dabei gelangt er zu dem Ergebnis, daß bis zur Einführung des neuen Zivilgesetzbuches von 1926 für die türkischen Christen die religiöse Eheschließungsform auch von Staatswegen erforderlich und genügend war, wenn auch seit dem Gesetz vom 25. 10. 1917 die Anwesenheit eines staatlichen Sonderbeamten vorgesehen war. Von der Eheschließung der Mohammedaner berichtet Jäschke, daß sie von jeher in der Türkei gewohnheitsmäßig vor dem Imam erfolgte, und daß 1917 die Registrierung durch einen staatlichen Beamten, der bei der Eheschließung zugegen ist, angeordnet wurde. Die Zweifel des Verf., ob das Gesetz von 1917 aus der Beurkundung der Eheschließung durch den staatlichen Beamten eine zwingende Voraussetzung für die Gültigkeit der Ehe habe machen wollen, wird man teilen. Der Verf. meint offenbar, daß die „Anwendung religiöser Formeln" nach dem vor 1917 geltenden Gewohnheitsrecht nicht Voraussetzung für die Rechtsgültigkeit der Ehe gewesen sei, so daß auch eine nicht vor dem Imam geschlossene Ehe nach früherem türkischem Recht gültig war. Da die Ehe nach mohammedanischer Auffassung im allgemeinen als ein Vertrag zwischen den Gatten aufgefaßt wird, der einer religiösen Weihe zur Gültigkeit nicht bedarf, so müßte es u. E. in der Tat bewiesen bewiesen werden, wenn in der Türkei durch gewohnheitsrechtliche Entwicklung die Mitwirkung des Imams rechtlich notwendig geworden sein sollte[1]. Aus dem Gesetz vom 26. 10. 1933, wodurch faktische Ehen nachträglich anerkannt wurden, ist natürlich angesichts der bekannten Einstellung des neuen türkischen Staates zum Islam nicht ohne

1) Über ähnliche Probleme im persischen Recht vgl. Amirian, Le Mariage etc., Paris 1938, S. 336ff.

weiteres zu schließen, daß die Ehe vor dem Zivilgesetzbuch von 1926 nur durch Willensübereinstimmung der Gatten und ohne Erfüllung religiöser Formalitäten rechtswirksam zustande kam. Daß aber schon 1917 zwischen der durch die Sitte gebotenen religiösen Eheschließung und dem rechtlich allein entscheidenden Konsens der Ehegatten unterschieden wurde, zeigt die Begründung zu dem Gesetz von 1917 (S. 14 der besprochenen Schrift).

Verf. streift mehrfach die Frage, wie sich das Recht der Eheschließungsform in den ehemals türkischen Mandatsgebieten entwickelt hat. Zu seinen Ausführungen S. 18f. sei berichtigt, daß das Arrêté vom 7. 12. 1921 nicht für Syrien, sondern den Libanon gilt, und daß das in der Fußnote erwähnte Arrêté des Oberkommissars Nr. 261/1926 die religiöse Gerichtsbarkeit für das ganze Mandatsgebiet eingeführt hat. Nachzutragen wäre, daß in Palästina durch die Moslem Family Law (Application) Ordinance vom 25. 9. 1919 bestimmt wurde, daß die mohammedanischen religiösen Gerichte das Gesetz vom 25. 10. 1917 anzuwenden haben, während dessen Bestimmungen für die Nichtmohammedaner außer Kraft treten; durch eine Ordinance vom 23. 9. 1919 wurden die religiösen Behörden zur Registrierung der Eheschließungen verpflichtet.

Der 2. Teil der Schrift Jäschkes behandelt die internationalprivatrechtliche Seite der Eheschließung nach türkischem Recht. Bei der zunächst erörterten Frage, ob das türkische Recht vor 1917 für die Heirat türkischer Staatsangehöriger im Ausland den Grundsatz locus regit actum anerkannte, was Jäschke verneinen möchte, taucht natürlich die oben angeschnittene Vorfrage auf, ob die religiöse Form nach türkischer Auffassung notwendiges Erfordernis der Eheschließung war; war sie es nicht, so konnte eine Ehe zwischen Türken im Ausland auch in nichtreligiöser Form zustande kommen, sofern der rechtlich allein erforderliche Konsens der Ehegatten vorlag. Aus § 60 der Dienstanweisung für die Konsuln von 1884 zu folgern, daß Auslandsehen von mohammedanischen Türken nur in religiöser Form abgeschlossen werden konnten, scheint mir nicht richtig. Die Angaben des deutschen amtlichen Handbuchs für die Standesbeamten (vgl. S. 34) wird man wohl überhaupt nicht als Erkenntnisquelle für das türkische Recht verwerten können.

Besonders wertvoll für die Praxis sind die Feststellungen des Verf. über den gegenwärtigen Standpunkt der Türkei gegenüber konsularischen Eheschließungen; seine Feststellung, daß die Türkei die Eheschließung von Ausländern vor dem Konsul unter der Voraussetzung der Gegenseitigkeit anerkennt, ist durch die zahlreichen angeführten Quellen in vollem Umfang gesichert. Interessant wäre es gewesen, wenn der Verf. die naheliegende Frage untersucht hätte, ob die in einigen Verträgen vorgesehene ausschließliche Gerichtsbarkeit des Heimatstaates der konsularischen Eheschließung praktisch einen erweiterten Geltungsbereich auch für den Fall verschafft, daß die Gegenseitigkeit fehlt.

In einem Anhang wird die komplizierte Frage behandelt, in welcher Form Ehen von Reichsangehörigen in der Zeit zwischen dem 10. 7. 1918 (Inkrafttreten der deutsch-türkischen Rechtsverträge von 1917) und dem 16. 5. 1924 (Inkrafttreten des deutsch-türkischen Freundschaftsvertrages von 1924) in der Türkei abgeschlossen werden mußten, um vom Standpunkt des deutschen oder türkischen Rechts gültig zu sein. Meines Erachtens ist aus Art. 290 des Versailler Vertrages nicht zu folgern, daß nach deutschem Recht die Konsulargerichtsbarkeit in der Türkei als wieder in vollem Umfang bestehend angesehen werden mußte, und daß die Eheschließung daher nur vor dem Konsul erfolgen konnte; noch weniger kann man vom Standpunkt des türkischen Rechts zu diesem Ergebnis gelangen. Der Erlaß vom 9. 3. 1927, den Jäschke zitiert, leider ohne zu sagen, von wem er herausgegeben und wo er veröffentlicht ist, behandelt die Frage der Einwirkung des Versailler Vertrages offenbar überhaupt nicht.

Man kann nur wünschen, daß die Fragen des internationalen Privatrechts immer eine so gründliche Bearbeitung erfahren würden wie in der besprochenen Schrift.

Collinder, Björn: **Reichstürkische Lautstudien.** Uppsala: A.-B. Lundequistska Bokhandeln; Leipzig: O. Harrassowitz [1939]. (104 S.) gr. 8° = Uppsala Universitets Årsskrift 1939: 1. Kr. 3 —. Bespr. von Johannes Benzing, Berlin.

Collinders reichstürkische Lautstudien sind, um es gleich hier vorwegzunehmen, die Ergebnisse eines „ziemlich kurzen Aufenthalts in Brussa im Sommer d. J. 1938", während dessen er mit einem Gymnasiasten phonetische Studien betrieb. Den neuen Ausdruck „reichstürkisch", der einen Vorschlag zur Vermeidung des gebräuchlichen „osmanisch" bildet, wird man kaum gutheißen können. Nach deutschem Sprachgefühl kann „reichstürkisch" wohl ebensowenig auf die Sprache angewandt werden, wie etwa „reichsdeutsch".

Die Arbeit zerfällt in zwei Hauptteile:

Lautwechsel und Akzent. Im Abschnitt „Lautwechsel" werden die Konsonanten auf 3 von den insgesamt 26 Seiten behandelt, obwohl darüber so manches zu sagen wäre. Über *b, d, c* im Auslaut erfahren wir nur ganz kurz, daß sie „bekanntlich ihren Stimmton verloren" haben. Wenn der Verf. hierzu nichts Besonderes zu bemerken hatte, hätte er wenigstens auf Bergsträssers Arbeit „Zur Phonetik des Türkischen" (ZDMG. 72, insbesondere S. 261, 15ff.) hinweisen sollen. Diese grundlegende Arbeit wird von Collinder aber nur ein einziges Mal zitiert und dabei an Bergsträsser die Kritik ausgeübt, daß er zwei Wörter vermischt zu haben scheine. Bei den Vokalen geht der Verf. ausführlich auf die verschiedenen Aussprachen der einzelnen Vokallaute ein und stellt z. B. bei a zwei Hauptvarianten fest, eine etwa wie deutsches a, die andere etwa wie italienisches *a*, z. B. *kapan* „Falle", *kaplamak* „bedecken", die „offensichtlich durchgehends mit der Qualität der sie umgebenden Konsonanten" zusammenhängen. Aus der langen Beispielreihe geht m. E. hervor, daß auch der (musikalische) Hochton zumindest einen gewissen Einfluß auf die „Apperzeption" haben muß. Auffällig sind Collinders Feststellungen über offenes und geschlossenes e. Man wird natürlich davon ausgehen müssen, daß die angegebene Aussprache tatsächlich gehört wurde, aber angesichts des Umstands, daß z. B. *dërece* „Grad" vorne mit geschlossenem, *demek* „sagen" mit offenem e verzeichnet wird, kann man doch seine leisen Zweifel bekommen, ob der ausgefragte Schüler nicht selbst ungenau ausgesprochen hat. Man wird daher auch nicht ohne weiteres von der Richtigkeit des Umlautgesetzes, daß ein e der ersten Silbe geschlossen ist, wenn es von einem i der nächsten Silbe nur durch einen (kurzen) Konsonanten getrennt ist, überzeugt sein, umsomehr als das e der meisten Wörter dieser Liste sowie historisch zu erschließen ist, z. B. *vërir* „er gibt" // usb. *berär*, tat. *birär*. Ob Formen wie *sëvmektësin, derslëri* auf einem Umlautgesetz beruhen oder einfach ungewöhnliche Aussprache eines einzelnen Menschen sind, ist nach den Angaben Collinders nicht zu entscheiden; ich jedenfalls habe eine solche Aussprache noch nie gehört.

Auch der Hauptteil der Arbeit, über den Akzent, bringt viel Auffälliges, das man nicht ohne weiteres für allgemeingültig ansehen wird, ich weise hier nur auf *bálta, tárlada* hin (S. 29), die ich noch nie anders als *bàltá, tàrladá* gehört habe. Die häßlichen Angriffe Collinders gegen Raquette (S. 85ff.) hätten zum mindesten durch Lautstudien an nicht nur einem einzigen Türken, sondern durch Untersuchung der Aussprache bzw. Betonung bei möglichst vielen Leuten fundiert sein müssen. Die Abweichungen in den Angaben einzelner Forscher über die Betonung bestimmter Wörter kommen m. E. weithin daher, daß der Satzzusammenhang und vor allem der Umstand nicht mitberücksichtigt worden sind, daß je nach dem Sinn, den der Sprecher in den Satz legen will, der Hochton auf verschiedene Stellen fällt. Ein ganz klares Beispiel hierfür ist der Satz: *néreden geliyorsun* gegenüber *neredén geliyorsun*, im ersten Fall bedeutet er ganz einfach „wo kommst du hér", im zweiten Fall etwa „wo kommst dú her" oder „wo kommst du her, mein Bürschchen?!". Natürlich geht nicht alles auf eine so einfache Formel, aber eine Untersuchung über den türkischen Akzent wird ja gerade solche Fragen zu klären haben. Demgegenüber wird man gegen Collinders Bemerkungen über den Hauptdruck und die Druckverteilung kaum etwas einzuwenden haben, und seine Schlußfolgerungen, daß 1. eine kurze erste Silbe nie den Hauptdruck trägt, und daß 2. eine lange erste Silbe nie ausgesprochen druckschwach ist, werden von ihm selbst (auf S. 68) dahin modifiziert, daß zumindest in gewissen Fällen die Schallfülle von Belang ist.

Alles in allem bietet das Werk eine Menge von Material insbesondere über die Betonung, doch wird man sich bei der Benutzung immer vor Augen halten müssen, daß es von einer einzigen Person stammt, bei der dazuhin nicht untersucht ist, wie weit ihre Aussprache Brussadialekt ist, oder wie weit sie durch die Stambuler Aussprache beeinflußt ist, die dem Gewährsmann Collinders bekannt ist, wie aus dessen Bemerkung hervorgeht, daß die Stambuler Leute statt *gidíyorum gidiyórum* sagen.

Als Anhang sind „Einige Bemerkungen zum neupersischen Akzent" von H. S. Nyberg angefügt, zu denen man nur die für das Thema ganz nebensächliche Bemerkung machen kann, daß die Schreibung *šävät, mīkonät, mīdārät* usw. mit t nicht der Aussprache entspricht, da der Auslaut nicht mit dem t etwa in *bäräkät* identisch ist. In diesen Fällen liegt im Auslaut nicht die Fortis vor, sondern die stimmlose Lenis.

Christensen, Arthur: **Märchen aus dem Iran.** Aus dem Persischen übertr. u. eingel. Jena: E. Diederichs [1939]. (293 S.) 8° = Die Märchen d. Weltliteratur, hrsg. von Fr. von der Leyen. RM 5 —. Bespr. von J. Rypka, Prag.

Die bekannte Bücherreihe, die aus dem Märchenschatze aller Völker der Erde reichhaltige Proben in sachkundiger Auswahl und Bearbeitung bringt, hat eine namhafte Be-

reicherung erfahren — durch Märchen aus Iran, einem Gebiete, das auch in dieser Hinsicht unzweifelhaft zu den alleranziehendsten gehört, nicht zuletzt auch deswegen, weil sich gerade auf iranischem Boden von altersher indoeuropäische und semitische Kulturwellen „treffen und brechen". Und noch ein Umstand, der nicht minder ansprechend ist: Wenn man diesen Band einem Gelehrten wie Arthur Christensen anvertraute, so konnte die Aufgabe kaum in bewährtere Hände gelegt werden. Wandte er sich doch, obgleich auf allen Gebieten der Iranistik erfolgreich tätig, immer wieder mit besonderer Vorliebe der iranischen Volkskunde zu, indem er bald Märchen u. dgl. in Verbindung mit dialektologischen Studien aus dem Volksmunde sammelte, bald spezielle folkloristische Untersuchungen anstellte.

Über das Gesamtgebiet der iranischen Märchenliteratur handelt die Einleitung, die ebenso klar gegliedert wie fein geschrieben ist. Christensen geht da von den ersten greifbaren Andeutungen im Avesta aus, um sich in der Folge mit den westiranischen Überlieferungen, soweit sie dank der griechischen Klassik auf uns gekommen sind, zu beschäftigen. Von beiden Richtungen gibt er markante Beispiele in ausführlicherer Fassung, ohne dabei die Nachwirkungen im weiteren Schrifttum außer acht zu lassen. Breiter fließt schon der Strom in der Pahlavīperiode, wo freilich angesichts des eigentümlichen Charakters der erhaltenen Literaturreste einerseits arabische[1] Autoren, andererseits Rückschlüsse aus Firdausī ergänzend herhalten müssen. Indische Einflüsse machen sich stets bemerkbar, wie denn die geistige Verbindung Irans mit dem Indusland sehr alt ist, wohl ohne je unterbrochen worden zu sein. Von den zahlreichen Märchen- und Fabelbüchern, die direkt aus dem Indischen fließen, abgesehen, ist hauptsächlich die für Iran so typische Form der Rahmenerzählung als indisch anzusprechen. Nach indischem Muster benutzten die Sūfīs Erzählungen als Belehrungsmittel für Moral und Lebensweisheit. In der islamischen Zeit tritt noch der arabische Einfluß hinzu, der im großen und ganzen gegenüber dem iranischen (eig. indogermanischen) Zaubermärchen durch das Novellenhafte charakterisiert wird.

Im überströmenden Reichtum kommt erst so recht im Neupersischen — wie denn anders? — der den Iraniern angeborene Erzählungssinn zum Ausdruck. In groben Zügen läßt sich abschließend sagen, daß die Fabel zur Domäne eines überaus üppigen Kunststils wurde, während das Märchen das ureigenste Eigentum des Volkes geblieben ist. Ohne Ausnahmen und Übergänge ist natürlich dieser Grundsatz nicht. Christensen zählt hier reiche Quellen auf, wovon — gewiß eine schätzenswerte Anregung! — vieles unherausgegeben oder unbekannt in den Bibliotheken schlummert. Nicht unbedeutendes Material ist in den letzten Jahrzehnten direkt aus dem Volksmund gesammelt worden[1]. Jene Unbekannten und umgekehrt die Fülle des Materials gestalten die Frage, was echte mündliche Überlieferung ist und was auf Bücherweisheit zurückgeht, sehr schwierig. Es gibt „vornehmlich zwei Stellen, wo man erwarten könnte, eine verhältnismäßig ungemischte mündliche Überlieferung zu finden, nämlich bei den herumwandernden Märchenerzählern von Beruf und in den Harems". Allerdings dürften die Märchenerzähler von Beruf „nun eine nahezu ausgestorbene Volksklasse sein." Ganz ungetrübt war im Zeitalter der gedruckten Bücher diese Quelle auch nicht mehr. Als bei weitem treuere Bewahrer der mündlichen Märchenüberlieferung konnten sich hingegen die bis vor kurzem vom äußeren Leben streng abgesonderten Haremsfrauen erweisen. Einem solchen Ursprung verdankt Christensen durch einen glücklichen Zufall die ersten zehn Märchen des vorliegenden Buches.

Christensen bekennt sich zu C. W. von Sydows Theorie, derzufolge — ich greife nur das Wichtigste heraus — die Wanderung von Märchen von einem Volk zum anderen ohne literarische Übertragung nur im Falle kürzerer einzelepisodischer Tierfabeln und Schwänke denkbar sei, „nicht aber, wenn es sich um zusammengesetzte mehrepisodische Wundermärchen und Novellenmärchen handelt". Auf die zwei am meisten hervorstechenden Merkmale im Wesen und Bau der iranischen Erzählungsformen, Merkmale, die zur Aufstellung eines

1) Zu der von Mas'ūdī überlieferten Geschichte, wie Vahrām II (später wurde S. Mahmūd von Ghazna statt seiner substituiert) sich einst in einer verödeten Landschaft ein zwischen zwei Eulen geführtes Gespräch durch einen Mōbad verdolmetschen läßt, um sich daraufhin eifrig seiner Regierungsgeschäfte anzunehmen (Christensen S. 9), möchte ich bemerken, daß dieselbe Geschichte, jedoch in bezug auf Nūšīrvān und dessen Wesier von Nizāmī in seinem *Machzan-ul-asrār* (II. Maqāle) erzählt wird.

1) Von den äußerst seltenen Fällen, wo die Iranier selbst dies taten, erwähne ich an dieser Stelle meinen Freund Kūhī Kirmānī, um hervorzuheben, daß seine von Christensen natürlich nicht unbeachtet gelassene Märchensammlung *Čāhārdeh āfsāne* (Teherān 1314 h n. St.) bloß ein Bruchstück des von ihm gesammelten Materials darstellt, indem er nur solche Stücke herausgegeben hat, die er gedruckt nirgends vorgefunden hatte.

indoeuropäischen und eines semitischen Ökotypus (diesen Termin hat von Sydow geprägt) führen, habe ich bereits oben hingewiesen. Christensen hebt hervor, es sei „interessant zu beobachten, wie der indogermanische Typus am reinsten in den Märchen erscheint, die nicht oder nur in geringem Grade von der Literatur verwertet sind, wie er sich am reinsten erhält in den Märchen des Volkserzählers und der Haremsfrauen".

Mit einer eingehenden Konfrontierung der iranischen Dīve und Pärī mit den arabischen Ginnen und Ghūlen neben einigen Bemerkungen allgemeiner Natur beschließt Christensen seine Einleitung. Ihr Wert besteht in instruktiver und zweckdienlicher Zusammentragung aller wichtigen Momente fürs Verständnis der iranischen Märchenwelt.

Der eigentliche Inhalt des Buches zerfällt in drei Teile: 15 Volksmärchen, hauptsächlich nach der handschriftlichen Sammlung der Frau Munšīzāde nebst zwei Nummern aus Kūhī Kirmānī, 14 Schwänke, die zumeist den „Contes persans en langue populaire" A. Christensens entnommen sind, und schließlich 5 „literarische Fabeln und Märchen" aus *Rauzat-ul-ʿuqūl*, *Ānvāri Suhäjlī*, *Bähāri dāniš* und *Čähār därvīš*. Der Name des Bearbeiters verbürgt geeignetste Auswahl und tadellose Wiedergabe. (Die Übersetzung ins Deutsche besorgte aus dem dänischen Originalmanuskript Frau Anna Tinner.) Für Christensens Arbeitsweise liefern im übrigen die „Anmerkungen" (S. 286—292) ein von selbst ins Auge springendes Zeugnis: Jede Erzählung wird in einzelne Motive zergliedert und jedes einzelne Motiv weitschichtig in der Literatur verfolgt, durchweg mit erstaunlicher Belesenheit und liebevollem Fleiß. Märchenforscher, Orientalist und Laie müssen an dem anmutigen Buche gleiche Freude haben.

Südasien.

Lacombe, Olivier: **L'Absolu selon le Védânta.** Les notions de Brahman et d'Atman dans les systèmes de Çankara et Râmânoudja. Paris: P. Geuthner 1937. (XII, 409 S.) gr. 8° = Ministère de l'Education Nationale et des Beaux Arts, Annales du Musée Guimet, Bibliothèque d'Etudes. Tome 49. Fr. 90 —. Bespr. von H. von Glasenapp, Königsberg.

Lacombe hat sich die dankbare Aufgabe gestellt, die Übereinstimmungen und Gegensätze in den Lehren Śaṅkaras und Rāmānujas bis in ihre feinsten Einzelheiten zu verfolgen und darzulegen. Zu diesem Zweck gliedert er den reichen Stoff in vier Abschnitte: 1. l'être (sat), 2. l'esprit (cit), 3. l'absolu impersonnel et le dieu personnel (brahman et īśvara) und 4. la voie du salut (sādhana et mokṣa). In den ersten drei Abschnitten werden die Anschauungen Śaṅkaras und Rāmānujas gesondert je in einem Kapitel für sich, im 4. (verhältnismäßig sehr kurzen) Abschnitt gemeinsam behandelt. Als Grundlage der Darstellung dienten naturgemäß die Brahmasūtra-Kommentare der beiden Meister, dazu ihre Gītā-bhāṣyas, für Śaṅkara außerdem, freilich nur in sehr geringem Maße, die ihm zugeschriebenen Kommentare zu Upaniṣaden, hingegen nicht die vielen kleinen Schriften, welche unter seinem Namen gehen; für Rāmānuja werden die seinen Namen tragenkürzeren Werke nicht herangezogen, hingegen Śrīnivāsas Dīpikā. Das Interesse des Autors gehört ganz und gar den eigentlich philosophischen Problemen; mit außerordentlicher, mitunter zu weit gehender Ausführlichkeit setzt er sie auseinander und stellt über sie und ihr Verhältnis zu abendländischen Anschauungen eingehende Betrachtungen an. Zahlreiche Übersetzungen der Originaltexte sind der Darstellung einverleibt und ermöglichen es auch dem des Sanskrit Unkundigen, die Art und Weise zu verfolgen, in welcher in Indien philosophiert wird. Die historischen Fragen treten demgegenüber ganz in den Hintergrund, so wird das für eine Darstellung der Metaphysik Śaṅkaras vitale Problem, ob der Gītā-Kommentar oder das Brhadāraṇyaka-bhāṣya von ihm herrühren, nicht angeschnitten und zu den Ergebnissen Faddegons (Çaṃkaras Gītābhāṣya, Amsterdam 1906) und K. Marschners (Zur Verfasserfrage des Bṛh-bhāṣya, Breslauer Diss., Berlin 1933) nicht Stellung genommen. Auch über das Verhältnis der beiden Ācāryas zu den von ihnen herangezogenen Werken und den tiefgehenden Unterschieden, die zwischen den Anschauungen der Upaniṣaden selbst und denjenigen ihrer Interpreten bestehen, über die Vorgeschichte von Śaṅkaras māyāvāda und seine Beziehungen zum Buddhismus erwartet man in einem Werke von über 400 Seiten etwas mehr zu finden als die knappen Ausführungen, die dort gegeben werden. In der Bibliographie sind nachzutragen außer den Übersetzungen der Sūtra-Kommentare von Deussen und Rangacharya-Aiyangar, des Gītābhāṣya Rāmānujas und der Yatīndramatadīpikā von A. Govindacharya die Übers. von Śaṅkara's Komm. zur Bṛh-Upaniṣad von Madhavananda (Almora 1934), Govindacharyas zahlreiche Arbeiten über Rāmānuja und seine Vorgänger, Sukthankars wichtige Abhandlung über Rāmānuja WZKM 1908, M. Hiriyannas "Outlines of Indian Philosophy" London 1932, wo beide Vedānta-Formen behandelt worden sind, und vieles andere.

Gegenüber Deussens 54 Jahre früher er-

schienener Darstellung der Lehre Śaṅkaras stellt diejenige Lacombes insofern einen Fortschritt dar, als sie den in der Zwischenzeit erzielten Ergebnissen der Textinterpretation Rechnung trägt und die von Deussen sehr breit behandelten mehr hermeneutischen als philosophischen Ausführungen des Brahma-sūtra-bhāṣya gebührend zurücktreten läßt. Unter dem Eindruck von R. Ottos Werk „Westöstliche Mystik" hat L. dem Problem „Brahman et īśvara" mit Recht seine spezielle Aufmerksamkeit zugewendet; es fragt sich allerdings, ob nicht bei einer Darstellung, die sich nicht allein wie die Deussens auf das Brahmasūtra-bhāṣya beschränkt, die Fragen des Kultus eine eingehendere Behandlung verdient hätten. Eine Heranziehung der kleinen Schriften Śaṅkaras zu diesem Zwecke wäre insofern gerechtfertigt gewesen, als L. den Kultus bei Rāmānuja kurz darlegt und sich dabei auf ein so spätes Werk wie die Dīpikā des Śrīnivāsa bezieht (wie R. Otto schreibt er Śrī Nivāsa; falls hier nicht der bei Otto durch den Fehler der Textausgabe der Benares Sanskrit Series Nr. 133 hervorgerufene Irrtum vorliegt, hätte L. konsequent auch Śaṃ Kara und Yādava Prakāśa schreiben müssen). Das Prinzip, nicht allein die Brahma-Sūtra-Kommentare, sondern auch andere Schriften für die Darstellung eines Vedānta-Systems zu benutzen, scheint mir jedenfalls berechtigt, da eine Untersuchung der bhāṣyas von Madhva und Vallabha zeigt, daß sie nicht die vollständige Lehre eines Meisters enthalten und viele Angaben in ihnen erst durch andere Schriften die richtige Beleuchtung erhalten. Die Benutzbarkeit des Werkes wird durch Kolumnentitel und einen Index sehr gefördert. Nicht nachahmenswert scheint mir hingegen der jetzt aufkommende Brauch zu sein, die benutzte Literatur in einer numerierten Liste zusammenzustellen und dann in den Fußnoten statt der Büchertitel nur die Nummern zu geben; abgesehen davon, daß hier Druckfehlern Tür und Tor geöffnet wird, wirkt es sich erschwerend auf die Lektüre aus, wenn man die Ziffern jedesmal nachschlagen muß, um festzustellen, was mit ihnen gemeint ist. Ein abgekürzter Büchertitel wäre wesentlich deutlicher gewesen und hätte kaum höhere Satzkosten verursacht.

Dyhrenfurth, Prof. Dr. Günter Oskar: **Baltoro.** Ein Himalaya-Buch. Mit Beiträgen von Hettie Dyhrenfurth, Hans Ertl und André Roch. Basel: Benno Schwabe & Co. [1939]. (194 S., 202 Abb. auf Taf., 4 Panoramen, 3 Zeichnungen, 50 Pausen und einer Kammverlauf-Karte des Baltoro-Gebietes im Maßstab 1 : 150000 und 3 Kartenskizzen.) gr. 8°. Geb. RM 10.80. Bespr. von Johannes Schubert, Leipzig.

Seit dem Vordringen des ersten Europäers ins Baltoro-Gebiet, d. h. seit dem Übergang Adolf Schlagintweits über den (vermutlich östlichen) Mūz-tāγ-Paß im Jahre 1856, sind mancherlei Expeditionen — seit 1936 fast jedes Jahr eine — dahin unternommen worden. Zuletzt, im Jahre 1939, haben die Amerikaner, die sich die Bezwingung des K^2 als Ziel setzten, ihre zweite Karakorum-Expedition ausgesandt.

Das neue Baltoro-Buch führt den Leser ins Jahr 1934 zurück und schildert die Forschungsfahrt des bekannten Geologen und Alpinisten Günter Oskar Dyhrenfurth, der schon 1930 eine Expedition zum Kangchendzönga geleitet hat[1]. Als erstes Werk, welches in Kürze über das Unternehmen in Wort und Bild berichtete, erschien ein unter dem anziehenden Titel „Dämon Himalaya" veröffentlichtes Buch[2]. Der Titel stimmt mit dem Namen des während der Expedition gedrehten Films überein. Der Film ist seinerzeit sehr scharf kritisiert worden, aber auch das Buch hat mancherlei Besprechungen erhalten. Als sehr aufrichtig und den Tatsachen entsprechend möchte ich die Rezension Schwarzgrubers in den „Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins", 1936, Nr. 9, S. 238/239, hervorheben. Ich selbst habe das Werk in der Zeitschrift „Artibus Asiae", Vol. 7, 1937, S. 318/319, besprochen und bin dort vor allem näher auf das in dem Buche enthaltene Balti-Vokabular eingegangen. Dem sehr reichhaltigen Bilderteil (123 Aufnahmen) ist es wohl hauptsächlich mit zu verdanken, daß diese Veröffentlichung schnell vergriffen war.

Eine neue Bearbeitung dieses Werkes liegt jetzt in dem „Baltoro"-Buch vor! Sie zeigt — zunächst rein äußerlich betrachtet — gegenüber der ersten Arbeit durch eine völlig neue Umstellung größere Abweichungen sowohl im Text als auch im Bilderteil. Was den Text betrifft, so entsprechen die Abschnitte 6, 7, 9 und 10 des ersten Teiles des „Baltoro"-Werkes dem zweiten, ersten, vierten und fünften Abschnitt des „Anhanges" im „Dämon Himalaya", während die Kapitel 1 bis 5 und 8 durchaus neue Zusätze darstellen. Sie unterrichten allgemein über die Nomenklatur und Geographie (S. 13—20), Erschließungsgeschichte (S. 21—46), Geologie (S. 46—57), Gletscherkunde (57—63) und Orographie (S. 64—82) des Karakorum-Gebietes und enthalten auch eine 259 (mit dem Verzeichnis der Karten

---

1) S. „Himalaya. Unsere Expedition 1930", Berlin, Scherl 1931.

2) Dämon Himalaya. Bericht der internationalen Karakoram-Expedition 1934 . . . Basel, Schwabe 1935.

270) Nummern umfassende Bibliographie (S. 91—100). Der Aufsatz des Expeditionsarztes Winzeler über seine Tätigkeit, der im „Dämon Himalaya" den dritten Abschnitt des „Anhanges" ausmacht, ist in der Neubearbeitung weggelassen worden. Der zweite Teil des „Baltoro"-Werkes bringt diejenigen Aufsätze aus der Feder von vier Expeditionsmitgliedern, die im „Dämon Himalaya" die Teile 1 bis 21 und 23 ausmachen. An die Stelle des jetzt ausgefallenen Aufsatzes Dießls „Vom Filmen" — aus der Beziehung zum Film und der Verbindung mit der Filmgruppe zur Herstellung eines Tonfilms erwuchs eine für den Expeditionsleiter höchst unerquickliche Angelegenheit — ist eine Beschreibung des Rückmarsches mit einem Exkurs über Baltis und Ladakhis (von Hettie Dyhrenfurth) getreten. Der zweifelsohne erstklassige Bildteil ist glücklicherweise dahingegehend geändert worden, daß die Bilder in der Reihenfolge des Expeditionsverlaufes (Bild 11—60 Anreise von Srinagar zum Baltoro; Bild 61—178 das Baltoro-Gebiet; Bild 179—202 Klein-Tibet und Rückreise) gegeben sind. Er enthält 202 Bilder, von denen 136 völlig neu[1] und 66 andere dem Buche „Dämon Himalaya" entnommen sind. Außer den hier in der Anmerkung 1 erwähnten Aufnahmen Sellas sind 119 bzw. 120 Bilder eigene Aufnahmen von Dyhrenfurth, 15 stammen von dem Expeditionsteilnehmer Ertl, 19 von Angst und eine Aufnahme vom Herzog der Abruzzen. Daß dazu die Bilder 1—10 Porträts von Karakorum-Forschern bringen, gereicht dem neuen Buche zum besonderen Nutzen. Eine dem Werke beigefügte *Beilagen-Mappe* enthält auf 4 Tafeln 4 Panoramen (2 von Vittorio Sella im Jahre 1909 und 2 von der Dyhrenfurth-Exp. 1934 aufgenommen), 50 Strichzeichnungen, d. h. 50 Pausen (zu Abbildungen zwischen Bild Nr. 62 bis 175) auf 23 Blättern und schließlich ein Blatt mit vier Übersichtskarten (a: Indien und der Himalaya; b: Kaschmir und der Karakorum; c: geologische Skizze des Baltoro und d: Kammverlauf-Karte des Baltoro-Gebietes).

Was ich zum Inhalt des Buches im einzelnen zu sagen habe, lasse ich in der Ordnung der Kapitel hier folgen. So gibt gleich der erste Abschnitt, soweit er von der Namensschreibung handelt, Anlaß zu einer Äußerung. Die Schreibung geographischer Namen ist eine in allen Dingen durchaus höchst schwierige und problematische Angelegenheit. Die dabei sich ergebenden Aufgaben lassen sich weder allein vom Standpunkt des Geographen und der landeskundlichen Forschung noch von seiten des Fachphilologen aus lösen. Es ist, um ein möglichst gesichertes Ergebnis zu liefern, unbedingt erforderlich, daß beide sich in tiefschürfender Forschung miteinander verbinden. Natürlicherweise hat man in einem besonders für weitere Kreise bestimmten Werke die Möglichkeit, die geographischen Namen entweder in der allgemein üblichen Form (wie sie etwa auf den für das betreffende Gebiet wichtigsten Karten erscheinen) zu schreiben oder sie nach der Schriftform desjenigen Idioms in einheitlicher Umschrift zu umschreiben, dem der betreffende Ausdruck angehört. Mit Kompromissen aber ist hier nichts getan! Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen ist *Himālaya* [< hima + ālaya, Schnee-Stätte] die durchaus dem Schriftbild der Devanāgarī entsprechende Form, wie sie vom Herrn Verfasser auch mit Recht — allerdings ohne das diakritische Zeichen für langes a — gebraucht wird. Bei dem Namen Karakorum oder, wie der Verf. schreibt, Karakoram, liegen die Dinge schon etwas anders. Ein kurzer Blick in die „Osttürkische Namenliste" Lecoqs[1] zeigt bereits, daß für die letzte Silbe, die „Geröll" bedeutet, beide Schreibungen, sowohl die gewöhnlichere und häufigere mit u als auch die weniger übliche mit a vorkommen. Notwendigerweise sollten aber beide Formen — um dem Schriftbild gerecht zu werden — mit dem Zeichen des voll geschriebenen Vokals, d. h. mit dem mit diediesem identischen Längezeichen, geschrieben werden. Der Anfangsbuchstabe dieser Silbe wie auch der der ersten, nämlich kara (= schwarz, schwierig zu begehen), wird in jeder türkischen Schreibung einheitlich durch q, niemals durch k wiedergegeben. Der Philologe könnte deshalb eine getreue Wiedergabe des Schriftbildes nur in *qara-qorūm* bzw. *qara-qorām* erblicken. Sucht man freilich eine Vereinfachung und bedenkt, daß die moderne türkische (osmanische) Lateinschrift das q der arabischen Schrift durch k umschreibt, so ergibt sich, daß auch die Schreibung *kara-korūm* oder *kara-korām* gut am Platze ist. In gleicher Weise würde es sich empfehlen, auch den dem Schriftbild treuen Namensformen *Mūz-tāγ* [Eis-Gebirge, tibetisch = gaṅs-ri (sprich Kangri)], *Maharāja*, *Tāġ-mahāl*, *Āγīl* [Hürde, Hindernis] usw. den Vorzug zu geben und dort, wo diese Namen das erste Mal in einem Buche auftauchen, höchstens

1) Davon sind 37 Photos dem Herrn Verf. durch den Großmeister der Gebirgsphotographie, Vittorio Sella, ein Mitglied der Karakorum-Expedition des Herzogs der Abruzzen, zur Verfügung gestellt worden.

1) Hedin, Southern Tibet, Bd. IX (Stockholm 1922), Teil II, S. 87—124.

noch in Klammern die annähernde deutsche Aussprache hinzuzufügen, wenn es unbedingt für das bessere Verständnis notwendig erscheint. Was den Namen Baltoro betrifft, so soll er, wie der Herr Verfasser [S. 18] nach Burrard und Hayden[1] berichtet, tibetisch sein und auf eine Schriftform *dpal.gtor.po* [„Überfluß-Ausstreuer"], „Verbreiter des Überflusses", „Spender der Fruchtbarkeit" zurückgehen. Sie hat eine gewisse Berechtigung, wenn damit nur der Gletscher gemeint ist. Soll der Ausdruck Baltoro aber das ganze Gebirge bezeichnen, so dürfte vermutlich die tibetische Schriftform *Sbal. 'athor. mtho*[2] [„luftige, schartige Gipfel von Baltistan"] eine bessere Lösung bieten! Die Namen Skyang la (ehemals „Windy gap"), Skyang Kangri (ehemals „Staircase Peak") [S. 46] entsprechen einem tibetischen Schriftbild *rkyaṅ.la* und *rkyaṅ.gaṅs.ri*. Die Form mit dem vorgeschriebenen [im tibetischen Sinne „überschriebenem"] s statt r ist dialektisch (westtibetisch). Sia [S. 17] „Rose" ist schrifttibetisch se.ba: also *se.ba.chen* [*.po*] für den Gletscher und *se.ba.gaṅs.ri* für den ehemals „Queen Mary Peak" genannten Gipfel. Sasir [S. 15] ist tibetisch *sa.ser* [„gelbe Erde"], was gut zur Beschreibung dieses Gebietes durch Visser[3] paßt. Als weitere Namensänderung ist mit Recht an Stelle des Ausdrucks „Younghusband-Gletscher" im „Dämon Himalaya" hier die Bezeichnung *Biange-Gletscher* eingesetzt, während die stillschweigende Änderung von „Rodokas" in *Urdokas* vielleicht besser nicht vorgenommen worden wäre. Das soll an dieser Stelle als das, was ich zur Namensschreibung und Namensgebung zu sagen habe, genügen; ich wende mich dem weiteren Inhalt des Buches zu. Die geographische Übersicht, die übrigens den Hauptteil des ersten Kapitels (S. 14—20) ausmacht, ist lediglich nach den neueren Festlegungen der Karakorum-Conferenz (Geographical Journal, Vol. 91, Nr. 2, Februar 1938, S. 129—152) gegeben worden. Der folgende Abschnitt, Die Erschließungsgeschichte des Baltoro-Gebietes, ist ein höchst übersichtliches, klares und äußerst wertvolles Kapitel, das jedem zu lesen eine Freude bereitet und nicht minder das Studium der vielen einzelnen Reisewerke erspart, sofern man nur auf eine kurze Übersicht ausgeht. Ebenso zeigen auch die weiteren zwei Abschnitte über die Geologie des Gebietes und die gletscherkundlichen und morphologischen Beobachtungen klarste Richtlinien. Diese Teile sind mit das Wichtigste, was das Buch bietet; denn hier sind die eigentlichen wissenschaftlichen Beobachtungen, die auf der Expedition gemacht wurden, mit verwertet. Das Problem der Höhe des Sia Kangri [Se.ba.gaṅs.ri] muß zunächst — auf Grund der durch Dyhrenfurth erfolgten Messungen und gesammelten Daten — so lange als gelöst gelten [S. 82—86], bis das ganze Gebiet einmal vollständig neu vermessen sein wird. Die Tabelle der Achttausender ist gegenüber der im „Dämon Himalaya" um eine Nummer (also insgesamt auf 14) erweitert worden, weil der E[1] oder Lhotse [tibet.: lho.rtse „Südgipfel" (des Everest)] als selbständiger Berg gezählt worden ist. Eine im „Dämon Himalaya" befindliche Übersicht über die Siebentausender, von denen bekanntlich in den letzten Jahren noch manche bestiegen wurden (Nanda Devi, Garmo, Tent-Peak, Nepal-Peak, Langpo-Peak) ist tunlichst weggelassen und durch eine bessere über die Acht- und Siebentausender des Baltoro-Gebietes ersetzt worden. Die sich anschließende Bibliographie ist zwar nicht streng nach den bibliothekarischen Regeln durchgeführt, sondern nur sehr kurz, im übrigen klar und gut übersichtlich angeordnet; vor allem aber, was keinesfalls von jeder Bibliographie gesagt werden kann, sie stimmt in den Angaben. Das Gegenteil ist bei Kapitel 9 „Ein paar Worte Hindustani und Balti . . ." der Fall. Dieser Abschnitt hätte doch geändert, d. h. verbessert werden sollen! Es war weniger wichtig, daß 8 neue Vokabeln hinzukamen, sondern es war wesentlicher, daß zum Beispiel bei den Zahlen zumindest die Druckfehler, auf alle Fälle aber die Fehler der ersten Auflage beseitigt wurden: es muß nämlich lauten Balti 10 = pshiu; 60 = nishu sum; 70 = nishu sum na pshiu; 80 = nishu bschi [oder wenn man nishu bshi lassen will, muß man 4 = bshi schreiben]; 90 = nishu bschi na pshiu; 1000 = stong (chick). Anderes habe ich schon früher (s. oben) angedeutet. Die Kapitel des zweiten Teiles — der eigentliche Expeditionsbericht — sind bis auf den bereits erwähnten neuen Abschnitt fast ausschließlich so übernommen, wie sie im „Dämon Himalaya" stehen: höchstens daß die einleitenden Worte eines jeden Teiles etwas variieren. Es ist daher nichts weiter dazu zu äußern, nur S. 185 würde man für „Rotmützen" lieber *Rnyiṅ.ma.pa* und nicht Nyingma sagen.

Im ganzen gesehen ist das Werk selbstverständlich schon deshalb für den Wissenschaftler unentbehrlich, weil es das einzige Buch über diese Expedition ist. Seine bereits erwähnte

1) A sketch of the Geography and Geology of the Himalaya Mountains and Tibet; revised by Burrard, Sidney and Heron, Delhi 1933!

2) Mtho kann nach dem Auslaut r durchaus zur „ro" abgeschliffen werden.

3) Visser, Ph. C., Durch Asiens Hochgebirge . . . Frauenfeld u. Leipzig, Huber 1935, S. 93 oben.

klare und übersichtliche Darstellungsweise macht es aber außerdem noch zu einem für weitere Kreise gut lesbaren Reisewerk, in dem gezeigt wird, wie durch eiserne Ruhe, Zähigkeit und Ausdauer ein sehr hoch gestecktes Ziel allen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zum Trotz dennoch erreicht wird.

Ostasien.

Schmitt, Dr. Erich, u. Dr. **Lou Yi**: **Einführung in das moderne Hochchinesisch.** Ein Lehrbuch für den Unterrichtsgebrauch und das Selbststudium nebst chinesischem Zeichenheft. Shanghai: M. Nössler & Co. 1939. (II, X, 117 S., nebst 36 S. Zeichen.) gr. 8°. RM 12 —. Bespr. von Jos. Mullie, Leuven.

Ce petit manuel de 117 pages, auxquelles sont adjointes 36 pages de modèles d'écriture chinoise et une liste des 214 radicaux, est soigneusement édité. La graphie de ces modèles est exécutée d'une manière très pratique, parce que les caractères sont écrits dans un cadre carré, subdivisé en quatre carrés plus petits pour montrer les proportions et la place des traits, ensuite parce que chaque trait est numéroté d'après l'ordre de son tracé. Dans la seconde partie (p. 59 sq.) les caractères chinois sont des caractères d'écriture au pinceau, d'un format assez petit malheureusement.

Chaque leçon de la première partie (pp. 1—58) se compose de remarques grammaticales, d'une liste de mots et d'expressions, d'un texte chinois de la langue parlée et de remarques variées, qui doivent aider l'étudiant à mieux comprendre le texte chinois. Il n'y a pas de traduction allemande du texte chinois, ce qui peut présenter un désavantage pour celui qui apprendrait le chinois sans maître, mais ceci n'est pas à recommander.

La seconde partie comprend des leçons qui traitent un sujet de la vie quotidienne (pp. 59—84), et la troisième quelques extraits de dissertations et de nouvelles (pp. 85—101), tandis que la quatrième partie se compose d'un index des caractères employés dans l'ouvrage.

Il eut été préférable de donner par ci par là des notions grammaticales plus détaillées et surtout plus exactes: ainsi la différence entre *éul* et *leàng* pour „deux" (p. 4) n'est pas le fait de l'emploi ou de l'absence de „*kó*": on dira *leàng tán*: deux piculs, et *éul teòu*: deux boisseaux, sans l'intervention d'un classificateur; la langue littéraire joue un rôle dans l'emploi de „*éul wéi siēn-chēng*" quand on adresse la parole à deux messieurs, tandis que „*leàng wéi siēn-chēng*" s'emploie dans la langue populaire quand on parle de deux messieurs (p. 7). La même influence de la langue littéraire se constate dans l'emploi des classificateurs après le substantif dans les comptes. La différence entre les suffixes *-la* et *-kouo* du passé n'est pas bien définie (p. 21). Dans „*kouà fēng*" il ne faut pas prendre „*fēng*" comme complément direct du verbe „*kouà*" (p. 23), mais comparer l'expression avec „*lâi jênn la*: un homme vient ou est venu, ou des hommes viennent ou sont venus (sujet indéterminé) par opposition à „*jênn lâi-la*: l'homme est venu, les hommes sont venus" (sujet déterminé). „*P'ôu-t'aô*" ne dérive pas du grec *botrus* (pp. 26—7) (voir Laufer, Sino-iranica, 225). Le pronom relatif „*souò*" n'est pas une forme du passif (p. 24), mais sert à commuer une phrase passive de nos langues en une phrase active en chinois: „le chien est frappé par un passant" devient en chinois: „le chien est ce que (*souò*) un passant frappe". L'exactitude de l'interprétation de la phrase chinoise aide mieux l'étudiant à comprendre le génie du chinois.

Il est de toute importance de faire voir à l'étudiant la raison ultime de la construction chinoise, les règles qui la régissent, et les différences de conception entre le chinois et nos langues. A ce point de vue il faudrait signaler une foule de lacunes, trop nombreuses pour être passées ici en revue.

Katō, Dr. Genchi: **Commemoration Volume. The Twenty-Fifth Anniversary of the Foundation of the Zaidan Hojin Meiji Seitoku Kinen Gakkai** or Meiji Japan Society. Tōkyō: Zaidan Hojin Meiji Seitoku Kinen Gakkai 1937 (VI, 225 S., 61 Taf.) 8°. Yen 5—, sh. 4—.

— 加藤玄智: **Nihon Bunkashi Ronsan** 日本文化史論纂. Zaidan Hojin Meiji Seitoku Kinen Gakkai Setsuritsu nijugo shûnen Kinenrombun. Tōkyō: Chūbunkan shoten 中文館書店, 1937. (VI, 702 S.) 8°.

Bespr. von H. Hammitzsch, Leipzig.

Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit fruchtbaren wissenschaftlichen Schaffens blickt die Meiji Seitoku Kinen Gakkai (Meiji Japan Society) zurück. In diesem Zeitraum hat die Gesellschaft auf den verschiedensten Forschungsgebieten zahlreiche Arbeiten geliefert, die dazu halfen, das Verständnis japanischer Kultur zu vertiefen. Im Vordergrunde dieser verschiedenen Studien standen, den Satzungen der Gesellschaft gemäß, solche, die sich mit Shintō, Buddhismus, Konfuzianismus, Bushidō u. ä. befassen.

Die vorliegenden beiden Jubiläumsbände, der eine davon Aufsätze in deutscher, englischer und französischer Sprache, der andere nur solche in japanischer Sprache enthaltend, sind von Prof. Dr. Genchi Katō herausgegeben worden. Sie zeigen mit besonderer Deutlich-

keit das ernste Mühen der Gesellschaft und ihrer Mitarbeiter um eine wissenschaftliche Durchdringung der verschiedenen Studiengebiete. Dem an Japan interessierten Forscher geben sie nicht nur Antwort auf an das Inselreich gestellte Fragen, sondern weisen darüber hinaus Wege zu weiterem Forschen. Der Meiji Seitoku Kinen Gakkai und Prof. Katō müssen wir für diese Veröffentlichungen Dank wissen.

Einem die Gesellschaft beglückwünschenden Gedichte von C. M. Salwey (S. 1—2), welches dem „Commemoration Volume" voransteht, folgt ein Aufsatz „Prinzipien. Eine Studie über die ewigen Werte" (S. 3—7) von Anathon Aall, in welchem sich der Verf. mit den Bewußtseinsformen Vorstellung, Wille und Gefühl beschäftigt. Eine volkskundliche Betrachtung von Lily Weiser-Aall, „Deckengehänge" (S. 9—14, 1 Taf.), stellt Ähnlichkeiten japanischer und europäischer Deckengehänge fest und schildert die in Europa vorkommenden verschiedenen Typen und deren Bedeutung im Volksglauben. Eine ernste Mahnung, die dem Volke angestammte Schönheit gegen fremde Eindringsel zu schützen, ist der Aufsatz von Thomas Baty, "The Conservation of Japanese Beauty" (S. 15—23). Verschiedene Fragen japanischer Kunst berühren die folgenden Aufsätze. Dorothy Blair, "Reflections upon Antithesis in Japanese Design" (S. 25—7, 1 Taf.), behandelt den Begriff des In-yō (des Positiven und Negativen, der Gegenwirkung) in der japanischen Kunst, welcher, gleichsam Rhythmus des Kommens und Gehens, dem Kunstwerk „Leben" gibt. J. Arthur MacLean, "A Truer, Fairer Attitude toward Japanese Art" (S. 35—8), fordert größere Würdigung japanischer Kunst in Amerika. Über Holzschnitzereien und deren Anklänge an nordische Formen schreibt Edith Czech Rechtensee in dem Aufsatz "Carved Wood" (S. 83—6). Noritake Tsuda beschäftigt sich in seinem Aufsatz "A Study of Iconographic Representations of Buddha Amitābha and his Paradise" (S. 203—25, 61 Taf.) mit der Frage, welche Bedeutung die bildlichen Darstellungen des Buddha und seines Paradieses für das Sozialleben Japans hatten. Weiterhin dem religionswissenschaftlichen Gebiete wendet sich die Arbeit "Kashima Ohokami and Katori Ohokami" (S. 39—82) von R. A. B. Ponsonby Fane zu. Sie befaßt sich mit der gleichzeitigen Verehrung der Gottheiten Takemikazuchi und Futsunushi und sucht den zwischen beiden Gottheiten bestehenden Zusammenhang zu klären. Die Arbeit "Some Materials for the History of Religion" (S. 137—42) von Robert Steward Spencer gibt Beschreibungen zweier religionswissenschaftlich interessanter Plätze (The Mara-Gwannon of Mizuki [Kyūshū] und Senaga, or the Child Choosing Rocks [Okinawa]) und der dort gefundenen Reste religiösen Brauchtums. M. C. Haguenauer, "A Propos de Tch'e-chouai" (S. 29—34), gibt eine Auslegung dieses in dem Wei-chih-Abschnitt, welcher die Trauergebräuche der Japaner darstellt, vorkommenden Ausdrucks *ch'ih shuai* 持衰 (observer les interdits). Eine geschichtliche Quelle erschließt A. L. Sadler durch seine Übersetzung zur Geschichte des "Matsudaira Fumai. Lord of the Province of Izumo (1767—1806)" (S. 87—135) und gibt damit einen interessanten Einblick in das Zeitgeschehen der Tokugawazeit und das Leben des Kriegerstandes im besonderen. Eine literarische Quelle, das „Tōkwan Kikō" (S. 147—201), ein bedeutendes Reisetagebuch der Kamakurazeit, dessen Verf. nicht einwandfrei feststeht, erscheint hier in englischer Übersetzung mit zahlreichen Anmerkungen versehen. Der ungenannte Übersetzer gibt den Originaltext in Parallele.

Nihon-bunkashi-ronsan, der japanisch geschriebene Jubiläumsband, bringt eine reiche Sammlung von Aufsätzen verschiedenster Forschungsgebiete. Diese stammen aus der Feder maßgebender japanischer Gelehrter und bieten dem sprachkundigen europäischen Wissenschaftler eine Fülle von Stoff und Gedanken. Von besonderem Interesse dürfte dieser Band für den Japanologen sein. Im Mittelpunkt der Forschung steht der Shintō, der Weg der Götter — Japans Staatskult — und der Tennō. In seinem Aufsatz „Tennō no go-honshitsu" (S. 201—18) fragt T. Tagaki nach dem Wesen des Tennō. Die Grundbedeutung des japanischen Ausdrucks für Regierungsausübung — man beachte in Japan die Einheit von Kult und Regierungsausübung — stellt N. Ueki in seiner Abhandlung „Matsurigoto (seiji) no gengi" (S. 349—58) heraus. Über den Glauben des Tennō Meiji und die Tennōlehre (Kōkyō) als Staatsreligion handelt E. Aoyanagis „Meijitennō no go-shinkō to kokutaishūkyōtaru kōkyō" (S. 437—57). Persönliche Erinnerungen an die Hokkaidō-Reise des großen Tennō Meiji enthält die Schrift „Tsutsushimite Meiji-tennō no Hokkaidō go-junkō wo shinobitatematsurite" (S. 471—8) von Baron M. Satō. Wesentliche Punkte japanischen kultischen Denkens zeigt der bekannte Shintō-Forscher S. Kōno in seinem Aufsatz "Shintō no tokushitsu ni kansuru kenkyū" (S. 425—35). Fragen der Kultausübung werden in dem Aufsatz „Shintō ni okeru saishi no ni dai keitō" (S. 487—508) von A. Saeki aufgerollt. Spezielleren

Fragen wenden sich die Aufsätze „Takagi no kami ni tsuite" (S. 665—81) von K. Shiratori und „Suwa no saishi" (S. 629—33) von N. Miyaji zu. Der erstgenannte gibt eine reiche Deutung des Namens der Gottheit oder besser ihrer Namen, denn Takagi ist ein besonderer Name der Gottheit Takamimusubi, und umreißt ihre Stellung unter den Gottheiten, der zweitgenannte gibt einen Überblick der Kulthandlungen im Suwa-Schrein. M. Miyasakas Arbeit „Hiruko setsuwa no kiin to sono hensen" (S. 647—64) befaßt sich mit dem Ursprung der Geschichte des von Izanami geborenen Hiruko (Florenz: Blutegel-Kind) und deren verschiedenen Auslegungen. Die frühesten Anfänge der Shintō-Schule des Yamazaki Ansai (1620—1682), des Begründers des sog. Suika-Shintō, berührt die Arbeit „Ansai-gaku no shuppatsuten" (S. 401—23) von K. Kobayashi. Y. Okada gibt in seiner Abhandlung „Atsuta-jingū no chūseikiteki shinkō" (S. 137—60, 1 Taf.) einen Beitrag zu der Honji-Suijaku-Lehre. Die Shintōauslegung des buddhistischen Mönches Jiun (1718—1804) hören wir aus der Arbeit „Jiun-sonsha no shintō" (S. 175—91) von G. Katō. Wie sich in der Edo-Zeit der Shintō popularisiert hat, zeigt der Aufsatz „Edo bungei ni awaretaru shintō no shominsei" (S. 611—27) von K. Mizoguchi. Gottheitsverehrung und die Beziehung der Verehrungsstätten zum Schloßbau stellt M. Toba in seiner Abhandlung „Jingi to jōkaku" (S. 109—36) dar. Mit der Stellung des Feuergottes im Ryūkyū-Shintō beschäftigt sich die Arbeit von F. Ifa „Ryūkyū-shintō no hi no kami ni tsuite" (S. 1—28). Der Buddhismus und mit diesem zusammenhängendes Gedankengut sind Thema für eine Reihe weiterer Arbeiten. S. Mochizuki untersucht die Daten der Herüberkunft des Buddhismus nach dem Inselreich in seinem Aufsatz „Bukkyō no nihon-shoto no nenji ni tsuite" (S. 697—702). Die beiden großen buddhistischen Priestergestalten Kōbō-daishi (744—835), den Begründer der Shingon-Sekte, und Dengyō-daishi (767—822), den Begründer der Tendai-Sekte, stellt H. Hoshino in der Arbeit „Kōbō-daishi to Dengyō-daishi" (S. 81—93) in ihrem Wirken dar. Der zeitgeschichtliche Hintergrund findet dabei besondere Beachtung. Die nationale Bedeutung der Gebete der Shingon-Geheimlehre beleuchtet die Arbeit „Shingon-mikkyō no okeru kitō no kokkateki igi" (S. 161—74) von K. Ōyama. Buddhistische Pālitexte und deren chinesische Wiedergaben behandelt M. Nagais Aufsatz „Pāli-butsuten to kanshaku-butsuten to no kankei" (S. 231—41). „Satori no shinri" (S. 73—9) von R. Nishizawa zeigt das Wesen der „Erleuchtung" (*satori*, sanskr. *bodhi*) des Zenbuddhismus. Die Arbeiten von F. Masuda „Taiwan Saisiat-zoku no shinrei, saishi narabi ni tabu ni tsuite" (S. 359—85), welche den Geisterglauben, die Kulthandlungen und Tabugebräuche des Saisiat-Stammes auf Taiwan darstellt, und die von K. Kin „Tendōkyō no tashūkyō yori uketaru yōso" (S. 571—77), welche aus anderen Glaubensbekenntnissen aufgenommene Elemente in der koreanischen Sekte Tendōkyō (T'yontokyo) herausstellt, berühren religionswissenschaftlich interessante Gebiete. Den Konfuzianismus und seinen Einfluß auf das Kultische umreißt N. Hattori in dem Aufsatz „Jukyō to saishi" (S. 29—41). Die Stellung des „Weges der Krieger", des Bushidō, zum japanischen Geist stellt der Aufsatz „Nihon-seishin to bushidō" (S. 95—107) von T. Honda dar. Mit der Kompilation des japanischen Geschichtswerkes Nihongi verknüpfte Fragen behandelt T. Haradas Ausführung „Nihonshoki hensan ni kansuru ichi kōsatsu" (S. 43—64). Das große, den Mittelpunkt der Arbeiten der Mito-Schule bildende Geschichtswerk Dainihonshi stand in seiner Abschlußperiode unter der Hand des Mito-Gelehrten Kurita Ritsuri (1835—1900), dessen Stellung und Beziehung zum Dainihonshi die Arbeit „Kurita Ritsuri Sensei to Dainihonshi" (S. 387—99) von Y. Fukasaku darlegt. Ein Aufsatz „Nichiei-kōtsū no kenkyū ni kōkenseshi bakumatsu oyobi Meiji-jidai no nichiei-kōtsūshijō no san eikoku-gaikōkan" (S. 301—29, 6 Taf.) von Ch. Mutō beschäftigt sich mit dem Wirken der drei englischen Diplomaten Mitford (Lord Redesdale), Aston und Satow, welche in den Jahren um die Meijierneuerung in Japan weilten, und beleuchtet neben den politischen Arbeiten vor allem die wissenschaftlichen Werke dieser Männer. N. Nakamura trägt in seiner Arbeit „Mikoshiro minashiro no imi ni tsuite" (S. 243—60) zur Aufhellung der Sitte der Zueignung von Land und Leuten an kaiserliche Prinzen bei, wodurch der prinzliche Name, auf das Land übertragen, der Nachwelt überliefert wird. Die Kojiki- und Nihongi-Studien der Zeiten vor der Meiji-Erneuerung wählt S. Kiyohara in dem Aufsatz „Meiji-izen ni okeru kiki no kenkyū" (S. 523—50) als Thema. Den Dichter Narihira (826—871), die im Vorwort zum Kokinshū enthaltene Kritik über ihn und das Verhältnis seiner Werke zu dieser Kritik behandelt die Arbeit S. Hisamatsus „Kokinshūjo ni okeru Narihira no hihyō to Narihira no sakuhin to no kankei" S. (683—96). Den literarischen Wert des japanischen 31silbigen Kurzgedichtes Waka betrachtet M. Takejima, „Waka no eiensei" (S. 219—30). K. Nakayama läßt sich in einer Abhandlung „Meiji-ishin

zengo no shishiteki kaiko" (S. 261—99) über geschichtliche Gedichte hauptsächlich chinesischer Form (*shi*) in der Zeit um die Meiji-Erneuerung aus, unter besonderer Beleuchtung des nationalen Geistes der Dichter. In seinem Aufsatz „Massho to seisō" (S. 331—48) nimmt Y. Uematsu Stellung zu erklärten und dadurch leichter verständlich gemachten Ausgaben bedeutender Werke und deren Wirkung auf das lesende Publikum der Zeit. M. Andō, „Asobu no goi ni tsuite" (S. 459—69), zeigt die Bedeutung und den Bedeutungswandel des Verbums *asobu*. Beziehungen zwischen dem Japanischen und der Ainusprache unter kritischer Berücksichtigung der Chamberlainschen Gedanken stellt K. Kindaichi in seinem Aufsatz „Kokugo to Ainugo to no kankei" (S. 551—69) heraus. Nahe Wortverwandtschaften der einzelnen japanischen Dialekte behandelt auf Grund vergleichender Studien M. Miyanaga in „Nihon shohōgen ni okeru ketsuen goi no tembō" (S. 635—46). Graf H. Hayashi betont in dem Aufsatz „Dotokuteki kanjō no yōsei" (S. 65—72) den Wert der Schulung moralischer Gefühle. Die Erziehungsideale, wie sie der japanische Standpunkt weist, zeigt die Arbeit „Kyōiku to waga kuni" (S. 479—86) von S. Sakai, und H. Kirihara schreibt über die Psychologie der Arbeit: „Shigoto no shinri" (S. 509—22). „Mu-shū Hiki-gun Takezawa Ogawa no shosansha" (S. 579—610) von Y. Mikami berichtet über eine besondere traditionelle Pflege der Rechenkunst in den Dörfern Ogawa und Takezawa. Eine Arbeit S. Kanazawas „Miso no kigen wa Manshū ni ari to no kangae" (S. 193—200) beschäftigt sich mit der Herkunft des japanischen Bohnenmuses (Miso), die er in der Mandschurei sieht.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Medizinische Welt 14 1940:

14 356—71 A. Siggel, Medizin und Hygiene im Königsbuch des iranischen Dichters Firdausi (genaue Übersetzung der nicht all zu zahlreichen, aber recht interessanten einschlägigen Stellen, z. B. „Kaiserschnitt"). R. H.

Orientalia Christiana Periodica 6 1940:

1/2 5—39 M. Gordillo, Photius et Primatus Romanus. Num Photius habendus sit auctor opusculi Πρὸς τοὺς λέγοντας ὡς ἡ Ῥώμη θρόνος πρῶτος? (neue Edition dieses aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jhrh. stammenden anonymen Traktates). — 40—82 I. Ortix de Urbina, Lo sviluppo della Mariologia nella Patrologia Orientale. — 83—113 J. Nasrallah, Manuscrits melkites de Yebroud dans le Qalamoun (die vom Bischof Grégoire 'Ata gesammelten Hss.; christl. Liturgie und Theologie). — 114—39 J. Gill, The life of Stephen the Younger by Stephen the Deacon. Debts and loans. — 141—97 G. de Jerphanion, Bulletin d'archéologie chrétienne et byzantine (für die Jahre 1938 und 1939). — 198—215 B. Schultze, Westliche gegen östliche Gnosis: Georg Koepgen über Nikolai Berdiajew. — 216—20 J. Hausherr, Eulogios—Loukios (Beitrag zur Lösung des Evagrius-Problems). — 220—21 J. Hausherr, La doctrine XXIV de saint Dorothée. — 222—29 E. Herman, Matrimonio romano e matrimonio cristiano. — 230—32 A. Herman, De impedimentis matrimonialibus in regno Graeciae nuper abrogatis. —233—39 P. Daou, Note sur les origines de la concélébration eucharistique dans le rite Maronite. — 239—44 J. Gill, The Orthodox Church of Greece and Anglican Orders. — *Der christliche Osten, Geist u. Gestalt (A. M. Ammann). — *F. Mercenier et Fr. Paris, La prière des églises de rite byzantin (A. Raes). — *A. Baumstark, Liturgie comparée (A. Raes). — *S. Antoniadis, Place de la liturgie dans la tradition des lettres grecques (A. Raes). — *A. E. Affifi, The mystical philosophy of Muḥyid Din Ibnul 'Arabi (S. Lator). — *L. Bonelli, Lessico turco-italiano, *E. Rossi, Manuale di lingua turca (P. Mulla). — *E. Rossi, L'arabo parlato a Ṣan'a' (S. Lator). — *Ambrosius a S. Theresia, Hierarchia Carmelitana. 4. De praesulibus missionis Malabaricae. (W. de Vries).

3/4 293—375 E. Herman, Ricerche sulle istituzioni monastiche bizantine. Typica ktetorika, caristicari e monasteri „liberi" (über die Wandlungen in der Klosterverfassung des byz. Reiches seit dem 10. Jahrh.). — 417—66 E. Candal, Bessarion Nicaenus in Concilio Florentino. — 467—94 A. M. Ammann, Slavische „Christus-Engel"-Darstellungen. — C. Peters, Zum Problem der Stilistik in Tatians Diatessaron (einige stilistische Eigentümlichkeiten des syrischen Textes Tatians und die Rolle seiner exegetischen Anschauungen bei der Gestaltung seiner Harmonie). — 517—22 G. Graf, Das Rechtswerk des Nestorianers Gabriel, Bischofs von Basra, in arabischer Bearbeitung (nämlich im zweiten Teil des Fiqh an-naṣrānīya von Abu 'l-Faraǧ 'Abd Allāh b. aṭ-Ṭaijib). — 523—32 St. Poglayen-Neuwall, Eine koptische Elfenbeinschnitzerei mit Anbetungsszene aus der Sammlung Trivulzio (Arbeit aus Ober-Ägypten). — *Le Problème de l'union des églises d'Orient et d'Occident. Essai historique et pastoral (de Vries). — *Ut omnes unum sint. Ein Werkbuch ostkirchlicher Arbeit (A. Raes). — *Kyrios. Vierteljahrsschrift für Kirchen- und Geistesgeschichte Osteuropas (B. Schultze). — *Placidus a S. Joseph, De fontibus iuris ecclesiastici Syro-Malankarensium. Commentarius historico-philologicus. Ders., Fontes iuris canonici Syro-Malankarensium (A. Herman). — *G. Ferrari Dalle Spade, Immunità ecclesiastica nel diritto romano imperiale (E. Herman). — *A. Mingana, Catalogue of the Mingana Collection of Manuscripts now in the possession of the trustees of the Woodbrooke Settlement, Selly Oak, Birmingham, Vol. 3 Addit. christian arabic and syriac Mss. (Ortiz de Urbina). W. Heffening.

Research and Progress 6 1940:

5 200—4 E. Seidl, History of the Law of Ancient Egypt. R. H.

Revue Hittite et Asianique 5 9e Année 1938—39:

33 1—6 E. Cavaignac, Le bilingue hittite-akkadien de Hattusil I. — 7—30 L. Oppenheim, Les rapports

entre les noms de personnes des textes cappadociens et des textes de Nuzi. — 31—6 J. Przyluski, Mivoyelles et sonnantes.

35 69 [Dédicace à M. Bedřich Hrozný]. — 70—6 G. Dossin, Une mention de Ḫattouša dans un texte de Mari. — 77—84 Şevket A. Kansu, Etude anthropologique d'ossements d'Arslantepè (Malatya). — 85f. L. Delaporte, Tête de statue colossale provenant d'Arslantepè. — 87—90 St. Przeworski, Un vase à décor plastique de Kultepè. — 91f. H. Güterbock, Un cachet hittite de Çorca. — 93—102 J. Friedrich, Zwei churritische Pronomina. — 103—8 A. Götze, An unrecognized Ḫurrian verbal form. — 109f. Fr. Blake, Urartian *ale* «says». — 111f. L. Oppenheim, Une glose ḫurrite dans les Annales de Téglath-Phalasar I. — 113—6 M. Vieyra, Parallèle ḫurrite au nom d'Urie «le hittite».

36 117—24 J. Lewy, Old Assyrian *puru'um* and *purum*. — 125—31 E. Benveniste, Une expression négative du hittite: *UL manka*. — 132—41 W. Couvreur, Le hittite et la doctrine de F. de Saussure. — 142—6 J. Przyluski, Inara et Indra. — 147f. A. Cuny, Encore la notation du genre féminin dans les formes verbales indohittites. R. H.

Rivista degli Studi Orientali 18 1939/40:

1 1—58 W. Ivanow, The Gabri Dialect spoken by the Zoroastriens of Persia. IV Gabri Vocabulary. (1—48 Gabri-English, 49—57 English-Gabri). — 59—90 Valentini-De Rigo, Un antico codice inedito del Gītagovinda (beschreibt eine Handschrift aus dem Jahr 1147 oder 1384, die Formichi aus Nepal mitbrachte und die um ihres Alters willen von besonderem Wert ist: Vergleich mit dem Text vonLassen und der Bombayer Ausgabe). — 91—115 V. Pisani, Indoiranica (1 Ancora cani divini, e l'assibilazione di ḱ indeuropeo [vgl. 15, 365]; 2 Avestico *arəθna*; 3 Pāli *bilaṅga-* ecc.; 4 Aethiopes d'Asia e Paricani; 5 Vedico *vibhárā ródasī*; 6 *bībhātsa-*; 7 *puṣkalá-* 8 *çaṅkhalikhita-*; 9 *patyoḥ*, e una çloka del *Pañcatantra*; 10 *Asmi* = *aham*, e un'antica etimologia di *aham*; 11 Acrosillabismo). — 116—30 G. Furlani, Il proemio di Giorgio delle Nazioni al primo libro dei *Primi Analitici* di Aristotele (dieses Proömium scheint nicht einfach eine Übersetzung aus dem Griechischen, sondern eine originale Leistung des Verf.s, selbstverständlich unter sachlich weitgehender Benutzung der griechischen Kommentatoren, was in eingehender Analyse und teilweiser Wiedergabe des Textes erwiesen wird). — 131—3 K. Habersaat, Zur Bibliographie der hebräischen Handschriftenkataloge. —137—54 Recensioni (bes. hervorzuheben die Besprechung von E. Cerulli, Studi Etiopici III durch M. M. Moreno). — 155—62 Necrologo: M. Guidi, Carlo Alfonso Nallino, 16 Febbraio 1872—25 luglio 1938.

2 173—98 F. Gabrieli, Contributi alla interpretazione di Ġamīl (wertvollste Erläuterungen zu dem vom Verf. gesammelten Dīvān mit einem Anhang: Versi dell'edizione Bašīr Yamūt mancanti nella edizione RSO 17). — 199—217 A. Bombaci, Diplomi turchi del R. Archivio di Stato di Firenze. 1 Lettere da Tunisi ai Granduchi di Toscana 1626—1703 (5 Schreiben im Wortlaut — mit Facsimile —, sowie sorgfältiger kommentierter Übersetzung). — 218—36 A. Jeffery, Further Qur'ān Readings of Zaid b. 'Alī (Ergänzung zu dem Aufsatz im RSO 15 aus dem Verf. neuerdings zugänglich gewordenen handschriftlichen Material). — 237—58 M. Vallauri, Illustrazione e analisi del Narasiṃhapurāṇa (datierbar auf das 13./14. Jh. — mit Index). — 259—67 P. Boneschi, La *Qaṣīda fi 'l-Fuqahā'* di Mūsā b. 'Ubayd Allāh b. Ḫāqān (ediert nach der Berliner Handschrift Peterm. II 74 mit sorgfältigem Kommentar und — positiver — Untersuchung der Echtheit). — 268—84 M. Berlinzola, Attendibilità del commento di Nīlakaṇṭha al Mahābhārata. — 285—98 Recensioni.

3/4 299—314 E. Rossi, Vocaboli sud-arabici nelle odierne parlate arabe del Yemen (sehr beachtenswerte Beobachtungen, die nicht nur jetzt schon das Verständnis der südarabischen Inschriften fördern können, sondern auch zu weiteren Forschungen anregen, u. a. über Lautbeziehungen). 315—27 A. J. Arberry, Notes on a Tirmiḏī manuscript (Analyse der Leipziger Handschrift 212 mit Ausgabe und Übersetzung der *Masā'il at-Ta'bīr*). — 328—40 A. Pagliaro, Sulla più antica storia del giuoco degli scacchi (ausgehend von dem Pehlevi-Text *vičarišn-i čatrang* und Firdausī werden Name und Bedeutung der Figuren des Turms und der Königin im Persischen untersucht). — 341—72 J. Schleifer, Zum syrischen Medizinbuch II Der therapeutische Teil (setzt die Arbeit, die Verf. in Zeitschr. f. Semitistik 4 für den allgemeinen pathologischen Teil vorgenommen hat, hier für den therapeutischen fort: auch dieser ist im wesentlichen verschiedenen Schriften Galens entlehnt. Reichhaltige Einzelbemerkungen zum Verständnis des Textes). — 373—85 M. M. Moreno, Appunti di Caffino (besonders über die Konjugation, wobei Verf. gegen Reinisch manche Angaben von P. Leone des Avanchères rechtfertigen zu müssen glaubt — mit Sprachproben). — 386—98 R. de Santis, Piccoli testi hararī (über muslimische Heilige — mit kurzen Bemerkungen zur Lautlehre, Grammatik und zum Wortschatz). — 399f. V. Pisani, Addenda al mio articolo «Indoiranica». — 401—9 Recensioni (hervorzuheben M. Guidi's Besprechung von Ibrāhīm Muṣṭafā, Ihyā' an-Nahw). R. H.

Studi e materiali di storia delle religioni 14 1938:

1/2 65—81 R. Dangel, Tagesanbruch und Weltentstehung (Die aus der Genesis bekannte Vorstellung, daß das Licht älter sei als die Sonne, wurzelt im Erlebnis des Tagwerdens). — 82—130 G. Furlani, Sul testo Hittita «I doveri degli addetti ai templi» (Ausführliche religionsgeschichtliche Würdigung des Textes).

3/4 151—67 G. v. d. Leeuw, Das sog. Hockerbegräbnis und der ägyptische TJKNW (Der Verf. unterzieht die verschiedenen Deutungen der Hockerlage einer Kritik und entscheidet sich für die Embryohypothese. Als bestätigende Parallele zieht er den Ritus des *tknw* heran, den er im Sinne Morets als Wiedergeburt des Toten versteht). — 173—88 R. Dangel, König Ödipus in der goldenen Stadt (Im Anschlusse an eine siamesische Variante des Ödipusthemas wird dieses als besondere Form eines Reichsgründermythus erklärt, der seine letzten Hintergründe in einer mythischen Darstellung der Geburt der Sonne und ihrer Kämpfe mit den Mächten des Dunkels habe). — 212—5 Th. H. Gaster, The story of Aqhat. Additions and corrections (zu 12, 126—49 und 13, 25—56).

15 1939:

1/2 51—7 G. Furlani, Un nuovo libro sui Yezidi (Ausführliche kritische Würdigung von R. Lescot, Enquête sur les Yezidis des Syrie et du Djebel Sindjar). H. Bonnet.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck der August Pries GmbH. in Leipzig. — Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.